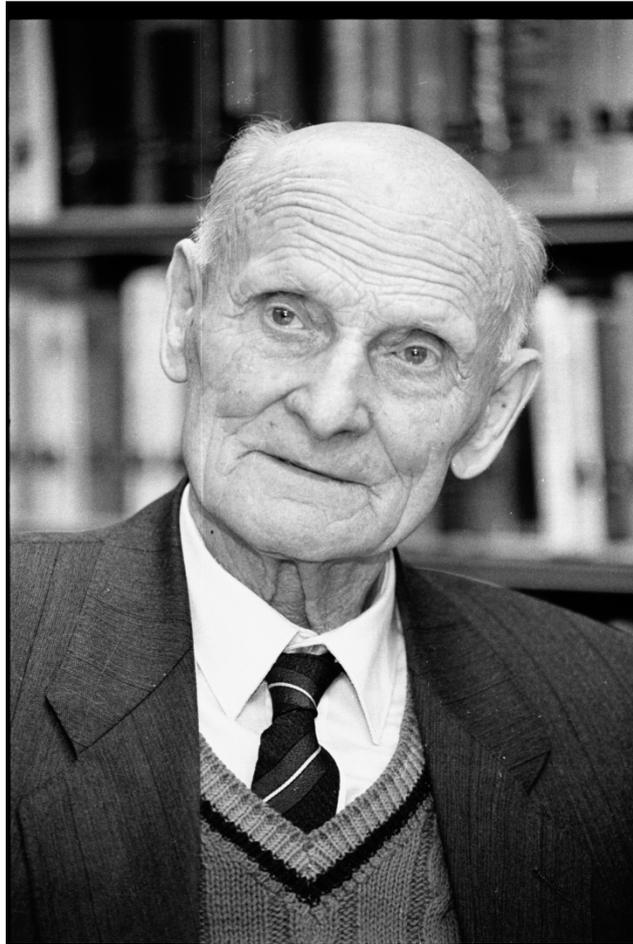


Vinzenz Jobst



Robinson im Niemandland

*Eine Hommage an Prof. Johann Ciesciutti
(* 7.12.1906 – † 9.8.1997)*

IMPRESSUM

Herausgeber: Prof. Vinzenz Jobst, Klagenfurt 2017.
Umschlag: Johann Ciesciutti in der Arbeiterkammerbibliothek Klagenfurt (1986).
Die weiteren Abbildungen sind dem Bestand „Ciesciutti“ im Institut für die
Geschichte der Kärntner Arbeiterbewegung (Archiv der Kärntner
Arbeiterbewegung) entnommen.
Auflage: Dieses Manuskript wurde in einer Auflage von 50 Exemplaren hergestellt.

Johann Ciesciutti wurde am 7. Dezember 1906 als erster Sohn des Ehepaares Pauline und Johann Ciesciutti in Ressnig bei Ferlach geboren. Sein Vater war Hafnermeister, ein nachdenklicher, bodenverbundener Mann, gleichsam geschätzt von Kunden und Bekannten, umgänglich und seriös. Seine Mutter, aus Rosegg gebürtig, ergänzte ihren Mann offenbar ideal. Tatkräftig, intelligent, realistisch und durchsetzungswillig bereitete meist sie die Entscheidungen vor, die die Familie dann verwirklichen wollte. Beherrschte sie das Deutsche und Slowenische gleichsam als Muttersprache, so lernte sie als Hausgehilfin in Triest schnell Italienisch und hatte auch später in den Vereinigten Staaten von Amerika keine Schwierigkeiten, mit der englischen Sprache umzugehen.

„Bei meinen Eltern war Vater eher der Nachdenkliche, Zögernde, der Bodenständige. Mutter dagegen war Realistin und äußerst tatkräftig. Beide haben sich hervorragend ergänzt und schon zeitig eine weit über das damals übliche Maß hinausgehende Weltsicht gewonnen. Als Hafnergeselle kam Vater vor der Jahrhundertwende weit herum. Er erhielt wie viele andere Handwerksburschen in dem großen Wirtschaftsraum der Donaumonarchie prägende Einblicke“, präzisierte Johann Ciesciutti viele Jahre nach dem Tod seiner Eltern deren Eigenschaften.

Die „gute alte Zeit“ in den 1910-er Jahren ernährte die kleinen Leute offensichtlich nicht ausreichend. Johann Ciesciutts Eltern beschäftigten sich nach ihrer Verhehlung monatelang mit der für die Familie unbefriedigenden wirtschaftlichen Situation und rangen sich dabei durch, das Land zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Während es zu dieser Zeit Kindern aus der sogenannten „besseren Gesellschaft“ vergönnt war, ihre Entwicklung auf einer sorgsam behüteten Jugendzeit und einem geregelten Bildungsweg aufzubauen, zählten die Ciesciutti zu jener Gesellschaftsschicht, die nur mühsam und unter großen Anstrengungen ihren Familienunterhalt bestreiten konnte. Der Vater war Hafnergeselle, die Mutter Dienstmädchen, und die Ehe der beiden stellte die jungen Leute vor nahezu unlösbare materielle Probleme.

1912 reiste das Ehepaar Ciesciutti aus, zunächst ohne seine beiden Kinder, diese durften 1914 nachkommen. Sie fuhren mit einer Begleitperson per Schiff von Triest nach Halifax. Die Überfahrt und die in den USA herrschenden Verhältnisse wurden im Leben der jungen Menschen einerseits zum nachhaltigen Erlebnis. Andererseits entfremdete die Umstellung den in sich gekehrten und nachdenklichen Johann Ciesciutti ungemein, denn in einem Aphorismus schrieb er Jahrzehnte später:

*Ich musste einen Ozean überqueren, um zu erfahren,
wie das Fremde dich zum Fremden macht.
Zurückgekehrt, wurde ich ein Fremder in der Heimat,
ich hatte den Anruch des Ausländers an mir.
Mit jedem Schritt, den man macht,
mit jedem Buch, das man liest,
mit jedem Wort, das man spricht, wird man fremder.*

Manches aus der Jugendzeit in den USA greift hinüber in das Werk des Arbeiterdichters. Ist es vorerst die Heimat-, später die Berufslosigkeit, so kommen im Laufe des Lebens andere gewichtige Momente wie das dunkle Schwelgen in Stimmungsmischungen, die Neigung zu Selbstgesprächen und das „Nach-innen-Schauen“ hinzu, die Johann Ciesciutti einem romantischen Typus verwandt erscheinen lassen. Die Mischung verschiedener Ethnien, die im Süden Österreichs besonders häufig feststellbar ist, macht ihn von vornherein zwiespältig, aber umso feinnerviger und feinfühlicher für Reize und Farben, für Töne und Stimmungen. Drüben, im fremden Land, in der Großstadt Chicago mit ihrem rasenden Industrialisierungstempo, muss den Vater Ciesciuttis bald das Heimweh gepackt haben. Er war es dann auch, der seinen Kindern immer wieder von den Karawanken und von der Drau, vom „Harloutz“ und von der Hollenburg, von den Schneerosen im anbrechenden Frühjahr und von den kristallklaren Tagen im Herbst erzählte, er war es, der die Kindheitserinnerungen auffrischte und die Sehnsucht nach Kärnten wachhielt.

Diese Erzählungen und Empfindungen wurden für den Dichter zu geistigen Quellen, aus denen er später immer wieder schöpfte, obwohl er oft genug betonte, Kosmopolit zu sein und stets ein wenig unter der losen Bindung zu seinem Heimatland gelitten zu haben. Besonders im Gedicht „Hollenburg“ konnte er jedoch seine wahre Einstellung kaum verschweigen, wenn er in einem Vers dichtete:

*Aber nirgends ging mir der Laut
der selbstgeschnittenen Flöte
so tief und so nah wie hier,
wo die Drau und die uralte Burg
den Abend mit Sagen verplaudern.*

Künftighin hatte er, der in den Vereinigten Staaten im Zusammensein mit Iren, Slowenen, Russen, Finnen, Franzosen und anderen Volksangehörigen eine bestimmte Multikulturalität im Kindheitsalter erlernte, wenig Verständnis für Chauvinismus oder übertrieben ausgedrückten Nationalismus, wie er in der Zwischenkriegszeit in Mitteleuropa vielfach politisch dominant wurde. Einzelne, prägend empfundene Erlebnisse erlangten für Johann Ciesciutti schicksalhafte Bedeutung. Bis auf die Zeit im Jesuitenkolleg in Chicago erhielt der Literat in seinem späteren Leben keine Chance, jemals einen weiterführenden Bildungsweg zu beschreiten. Alles Wissen erreichte er autodidakt und mit Hilfe der Literatur. Während vieler Jahre war es ihm nicht möglich, mit Gleichgesinnten in Kontakt zu treten, Erfahrungen auszutauschen, Hinweise zu bekommen und auf diese Weise früher das Schreiben zu erlernen. Freilich war er als nachdenklicher junger Mann sowohl bei der Auswahl seiner Bücher als auch bei der seiner Freunde überaus vorsichtig. Ciesciutti war ein literarischer Spätstarter, und sein Alleinsein wurde für das Leben und Schaffen bestimmend.

„Wenn die Gedanken kommen, muss man allein sein, um sie zu Ende zu denken“, sagte er oftmals und hat sein isoliertes menschliches Schicksal tatsächlich nie als Fluch, sondern immer als Segen empfunden. Bei jedem Herausreißen durch andere litt er Höllenqualen, wurde ungehalten und geriet dann in einen Gewissenskonflikt, ob er sein Gegenüber nicht

gekränkt hatte. Dies bezieht sich vor allem auf seine Mutter und seinen Bruder, später auf seine Frau und seinen Sohn. Auch während der Arbeit auf der Straße und auf dem Bau wusste er sich derart abzusondern, dass ihn die Gedanken einholten. Oftmals lehnte der „Baraber“ die angetragene Arbeitshilfe ab, schwang den Pickel doppelt so schnell und – war allein.

Die Umwelt in seinem Betrieb, in den Gemeinden Köttmannsdorf und Maria Rain in Kärnten verlieh dem sonderbaren Denker einen halb spöttisch, halb böse gemeinten Spitznamen. Sie nannten ihn „Herr Gedicht“ und präzisierten damit Ciesciuttis Alleinsein, für das die einfachen Menschen kein Verständnis aufbringen konnten. So entstanden die lyrischen Anfänge, die ersten Verse unter dem Einfluss von schweren Schlägen, die ihm das Leben zugebracht hatte. Es entstanden Gedichte, die selten jemand beachtete, weil niemand erkennen konnte, was mit ihnen verarbeitet wurde. Vielleicht nahm man in den 1920-er Jahren an, hier schreibt einer längst veraltete Verse aus dem 19. Jahrhundert um, hoffnungslos romantisch und durchaus nicht der zum Untergang verurteilten Sachlichkeit des kaum genesenen Bürgertums verhaftet, veraltet also und unbrauchbar in der umgestürzten, von alten Werten entledigten Gesellschaft.

Gemessen am Wissensstand, an Weltsicht und an autodidakt angeeigneter Bildung war Ciesciutti seinen Nachbarn und Arbeitskollegen weit voraus. Dennoch spürten diese zwar die intellektuelle Einsamkeit, aber auch die Schutzlosigkeit des Denkers und verspotteten ihn deshalb. Ebenso ließ ihn die eigene Bescheidenheit auf der Suche nach einem Beruf nie über die Hilfsarbeit und die schwere manuelle Tätigkeit hinausgelangen. Sein berufliches Wunschbild entsprach dem eines Bibliothekars. Immerhin zählte er bereits als Jugendlicher in Chicago zum Benutzerkreis der großen städtischen Bibliothek, aus der er mit Vorliebe philosophische und schwer lesbare Bücher holte.

Zu Beginn der 1920-er Jahre, als die Familie aus den USA wieder nach Kärnten zurückgekehrt war, arbeitete der Dichter auf der Weizelsdorfer Säge. Zu lesen gab es nichts, kein Buch, keine Zeitschrift; Kalenderblätter bettelte Ciesciutti bei den Bauern, um auf diese Weise etwas anspruchsvollere Texte zu erwerben. Mehrere Monate, ja Jahre ging das so, bis in Klagenfurt die neu errichtete Arbeiterkammer eine Bibliothek eröffnete. Das war im Jahre 1924. Die Bücherei war aus ehemaligen Gewerkschafts-Handbüchereien zusammengestellt worden, und nur wenig mehr als 2000 Bände standen anfangs zur Verfügung. Aber für den angehenden Literaturschaffenden eröffneten sie eine neue Welt. Jede Woche pilgerte nun der „Baraber“ die 20 Kilometer zu Fuß von Weizelsdorf nach Klagenfurt und dann wieder zehn Kilometer zurück nach Aich bei Köttmannsdorf. Im Laufe seines langen Lebens zählte er zu den regelmäßigsten Besuchern, welche die AK-Bibliothek jemals registrierte.

Bereits seit frühester Jugend machte Johann Ciesciutti mit der Not Bekanntschaft. Sicher keine lebensbedrohende, existenzielle Not, wie sie noch die Kärntner Dienstboten und Arbeiter des 19. Jahrhunderts gekannt haben, aber doch Armut, die das Kind, den jungen Arbeiter, den Soldaten, den Ehemann und Familienvater, den „Baraber“ schließlich die grenzenlose Ohnmacht immerwährender materieller und gesellschaftlicher Benachteiligung fühlen ließen.

*Wir sind wie die dunkle Rasse,
mit Distanz geht man an uns vorbei.
Wir sind abgestempelt, vierte Klasse,
Mensch von unten her und Schrei.
Einmal, Gott, und sei's im Traume,
laß uns mitbeteilter Bruder sein.
Einmal nur in diesem Erdenraume
laß uns in die Gärten ein –*

heißt es im „Straßenarbeiter“, einem Gedicht, das Ciesciutti im Jahre 1976 veröffentlichte. An keiner anderen Stelle seines Schaffens beschrieb er so eindringlich die erlebte Not, die von der begüterten Umwelt als Mangel angesehen wurde. Die Betroffenen, denen er sich zugehörig fühlte – die Bauarbeiter – pochten allerdings nach dem Zweiten Weltkrieg durchaus auf den Stellenwert ihrer gesellschaftlichen Leistung und gestalteten aus der Not eine Tugend, die in gewerkschaftlicher Solidarität, in volkswirtschaftlich motivierten Demonstrationen, im Willen, Arbeitsverhältnisse und Einkommen zu verbessern, ihren Ausdruck fanden. Wenn die Bauarbeiter marschierten, gab es für Johann Ciesciutti kein Abseitsstehen. Er marschierte an der Seite seiner Kollegen und seines Betriebsrates ebenso selbstverständlich mit wie er täglich die schwere manuelle Tätigkeit und die soziale Abseitsstellung in vielen Lebensbereichen mit den „Barabern“ teilte. So nennt er auch genügend Beispiele für das Außenseitertum der Bauarbeiter, denen er wie sich selbst Not zuschreibt. Ciesciutti leitete aus dem langjährig beobachteten unwürdigen Verhalten sein „Niggertum“ ab, sprach von den Bauarbeitern als der „dunklen Rasse“ und von sich als dem „weißen Marumba“. Sie waren gut genug, die Straßen im aufstrebenden Fremdenverkehrsland Kärnten zu bauen, die Kurorte zu erschließen und erst befahrbar zu machen, doch wenn die Saison anbrach und die Fremden im Land logierten, schämte man sich der Arbeiter und versuchte sie zu verstecken.

Not verspürte der Poet wohl auch, als er sich bemühte, zur Drucklegung seines Schaffens einen Verlag zu finden. Das war sehr spät, denn erst im Alter von 59 Jahren erschien Ciesciuttis Gedichtband „Die Folterung der Nachtigall“ im Klagenfurter Carinthia-Verlag. Wer die Bescheidenheit des Literaten, seine Zurückhaltung vor Institutionen und wirtschaftlichen Mechanismen kennt, wird verstehen, welchen Schlag jede Ablehnung seines Manuskriptes für ihn bedeutete. Jahre-, ja jahrzehntelang reiften die Gedichte in seinem Geist, wurden gefeilt, geschliffen, sprachlich ausgewogen und immer wieder überprüft; die verwendeten Wörter wieder ausgetauscht und durch andere Begriffe ersetzt, bis die Verse vor ihrem heftigsten Kritiker – dem Verfasser – standhielten. Und dann gab es da einige, dem Publikumsgeschmack nachkriechende provinzielle Verleger, die mit fadenscheinigen Ausflüchten ablehnten. Ja, wenn man bereit war, die halbe Auflage selbst zu kaufen, war der Vertrag rasch unterzeichnet, denn das Buch bedeutete ja auch einen Druckauftrag für den Verlag. Wie aber sollte er als Bauarbeiter, später als Pensionist mit geringem Einkommen diese Mittel aufbringen, wenn ihm und den Seinen andererseits zum Leben kaum genug blieb.

Um dieses Problem entspannte sich ein immerwährender Kampf, den Ciesciutti im reiferen Alter stets verlor. Er wollte nie wahrhaben, dass sein Schaffen keineswegs die Massen, sehr wohl aber Menschen ansprach, die eine ähnliche Weltsicht gewonnen hatten. Seine Büchlein – einmal gekauft – werden immer wieder hervorgeholt, um Stimmungen zu verstärken und den Geist zu erfrischen. Das literarische Lebenswerk des „Herrn Gedicht“ spiegelt nur selten dessen herbes und karges äußeres Schicksal. Viel öfter ist bei ihm ein reiches inneres Dasein erkennbar, das Johann Ciesciutti mit der ihm eigenen sprachlichen Urkraft zum Schöpfer wunderbarer Gedichte machte. Recht wenig ist sohin der eigentlichen Darstellung der Arbeiter oder ihrer Bewegung, den Lebensumständen, dem Leid oder den Arbeitskämpfen gewidmet, die sich vor den Augen des „Barabers“ abspielten oder in die er sogar verwickelt war. Und dennoch ist seine Lyrik „Aufschrei“ und „Gegrübel“ zugleich, geschöpft aus demselben sozialen Umfeld, aus dem die Arbeiterbewegung hervorging und zur Umgestalterin der alten Gesellschaftsformen wurde.

Freilich läge es im Sinne des Dichters, wenn sein Gesamtwerk die Öffentlichkeit erreichte. Zu Lebzeiten Johann Ciesciuttis ist dies aufgrund zahlreicher Hindernisse, aber auch vor dem Hintergrund der schriftstellerischen Eigenheiten des „Skribenten“ nicht gelungen. Dennoch sollte es seinem letzten Lebensabschnitt – im Alter zwischen 75 und 91 Jahren – vorbehalten bleiben, dass viele seiner fragmentarisch verfassten Botschaften ebenso die Gesellschaft erreichten wie auch gereifte Werke in etlichen eigenständigen Publikationen veröffentlicht wurden. Die Zuerkennung des Berufstitels „Professor“ im Jahre 1984 stand daher erst am Beginn eines umfangreichen Werkes am Lebensabend, das auch mit der nun vorliegenden Publikation nur umrissen werden kann. Es fügt sich in den mühevollen Lebenslauf dieses Literaten, dass beinahe zwei Jahrzehnte nach seinem Ableben mit der vorzüglichen Dissertationsschrift „Ein Dichter zwischen zwei Welten“ (2015) von Markus Menschhorn eine schlüssige literaturwissenschaftliche Einordnung vorliegt, die den Dichter ehrt und sein umfangreiches Werk der weiteren Bearbeitung öffnet.





Die Ereignisse in den Kinder- und Jugendjahren Johann Ciesciutti hinterließen in ihm, aber auch in den anderen Familienmitgliedern deutliche Spuren. Abgesehen von den rasanten urbanen Veränderungen, die der Lebensraum von Chicago auf die in ihm wohnenden Menschen übertrug, waren die hier erlebten Eindrücke mit der später durchlebten beschaulichen und armutsgeprägten bäuerlichen Welt im Mittleren Rosental überhaupt nicht vergleichbar. Allein im Zeitraum 1916 bis 1919 zogen zwischen 50.000 und 75.000 Afroamerikaner in die Stadt. In dieser Zeit wurde Chicago auch als *hog butcher for the world* bekannt. In den erst viel später verfassten Reflexionen verarbeitete Johann Ciesciutti diesen Kosmos seiner Jugendjahre, wobei er nachdrücklich auf die Schlüsselemente Bücher und frühe Bildung hinwies. – S. 8: Siegfried und Johann Ciesciutti (hinten, v.r., ca. 1915) im Kreise weiterer Migrantenkinder in Chicago/USA. Oben: Straßensbild Chicago, ca. 1910. – Darunter: ein erhalten gebliebener Reisekoffer der Familie, den Johann Ciesciutti lebenslang als Erinnerungsstück in seinem Einfamilienhaus in Aich bei Köttmannsdorf aufbewahrte.

Die Mutter ging aufräumen

Während in Europa der Weltkrieg tobte, führten die Ciesciuttis, wie viele vor 1914 in der Hoffnung auf ein besseres Leben ausgewanderte Kärntner aus dem Gailtal, aus dem Rosen-, Jaun- und Lavanttal sowie dem Umfeld der größeren Städte ein arbeitsreiches, aber geregeltes Leben. In Chicago angekommen, müssen die Kinder mit ihrer alpenländischen Kleidung, mit den Hüten und Hahnenfedern drauf, bei vielen Leuten einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. „Sie blieben stehen und sahen uns nach“, erinnerte sich der Poet.

In Chicago arbeitete der Vater zeitweise als Hafner in einem Terrakotta-Werk. Wenn man ihn dort nicht benötigte, verrichtete er Hilfsarbeiten auf dem Bau oder im großen Schlachthof der zu dieser Zeit beinahe explodierenden Stadt.

Johann Ciesciutti hatte Glück. Seine Eltern brachten sehr viel Sinn für Schulbildung auf und schickten ihn umgehend in eine geistliche Privatschule. Dafür bezahlten sie das ansehnliche Schulgeld von einem halben Dollar im Monat. „Wenn ich mich an Amerika erinnere, denke ich vor allem an die schöne, große Kommunalbibliothek von Chicago, in der ich meine Bücher entlehnte. Bücher haben in meiner Kindheit und später im Leben eine zentrale Stellung eingenommen. Ich konnte mich bereits sehr früh auch mit schwierigen Inhalten auseinandersetzen. Vor allem philosophische Lektüre faszinierte mich ungemein und ließ mich ständig danach suchen.“ Johann Ciesciutti erinnerte sich an einige Schlüsselerlebnisse so:

Meine Mutter war in Amerika eine Wäscherin. Sie hatte auch einige Juden als Kundschaft, darunter die Annenbergs. Sie wurde während der Schulferien aufgefordert, mich den Bücherwurm mitzunehmen. Ich erinnere mich noch sehr deutlich an diese Leute. Diese Juden sind ein komisches Volk. Mutter und ich saßen an ihrem Tisch als gehörten wir zur Familie. Wenn ich zurückdenke wie das war, beginne ich zu begreifen, warum dieses Volk ein Gottesvolk genannt wird. Ihre Menschlichkeit wirkt beschämend. Ich wünschte, daß der Hitler, dieser antisemitische Narr, das erlebt hätte.

Ich durfte in der großen Hausbibliothek wie in einer Schatztruhe wühlen und zuweilen, so erzählte später die Mutter, ging die Tür einen Spalt auf und einen Augenblick lang war das lächelnde Gesicht Mr. Annenbergs zu sehen. Ich saß mitten im Raum auf dem Teppich und rings um mich türmten sich die Bücher. Ich dürfte damals eine schöne Unordnung in die Bibliothek gebracht haben, denn zum Zurückordnen ließ man mir keine Zeit. Ich sollte mit dem gleichaltrigen Sohn Mr. Annenbergs studieren. Aber die Eltern nahmen mich mit nach Europa, in einen Kontinent der vielen Grenzen und dem Mischmasch heroischer Dummheiten.

Ich wurde damals mit dem Sohn John bekannt, und dieser riß mich wie ein Orkan mit auf den Spielplatz, auf dem eifrig Baseball gespielt wurde. Es waren lauter Knaben aus der besseren Gesellschaft. Linkisch stand ich da, als John Annenberg mich dem Team vorstellte. Da geschah etwas, was ich nie vergessen werde: Diese Jungs weigerten sich, mit dem Sohn einer Wäscherin zu spielen. John aber sagte zu ihnen, und in seiner Stimme lag ein scharfer Unterton, der mich aufhorchen ließ: „Never mind, but I am going to play with him!“ Ein Teil der Knaben lenkte ein, der andere Teil verließ demonstrativ den Spielplatz.

Dieses Erlebnis drängte mich dazu, frühzeitig über soziale Zustände zu grübeln. Und das Endresultat: Ich wurde frühzeitig ein Rebell, vielleicht gar ein Robin Hood. Beging gar manchmal ein Unrecht, ließ Unschuldige fühlen, was ich damals erlebte. Auf diese Art werden Weltanschauungen geformt, in einen jungen Menschen hineingeprügelt, in ein Rebellentum, das man blindlings Kosmopolitismus nennt. Im Grunde genommen ist dieser Kosmopolit ein hilfloser Elegiker, ein Prügelknabe, ein Freimaurer unserer Zeit, der Verräter, der Dreyfuß in einer Neuauflage. (...)
(C/HM, ca. 1987)

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen waren in Amerika von damals kaum besser als zu Hause, der Unterschied lag nur darin, dass man zu Hause gerade das Leben halten konnte, um über den nächsten Winter zu kommen. Amerika bedeutete Hoffnung und bares Geld. Allerdings musste man in Amerika sehr sparen, um einen Teil des Einkommens mit nach Hause nehmen zu können. Aber gerade auf das Sparen verstanden sich die fleißigen Alpenländer. Richtig kalkuliert hieß dies damals: in Amerika einige Jahre sehr schwer arbeiten und sparen, dann zurück in die Heimat und sinnvoll in die Landwirtschaft oder vielleicht in eine Gastwirtschaft investieren. Für die, welche keine Landwirtschaft besaßen, blieb keine andere Wahl, als in Amerika zu bleiben. So mancher scheiterte auch daran, dass er mit vielen Dollars heimkehrte, wo er bald als „reicher Onkel aus Amerika“ herumgereicht wurde und mit dem Geld herumwarf, bis dieses weg war und der reiche Onkel keiner mehr war. Reicher war er nur an Erfahrung.

Chicago (Illinois) nahm als Stadt und Agglomerationsraum um die Jahrhundertwende 1900 eine besonders stürmische Entwicklung. Allein zwischen 1880 und 1890 verdoppelte sich die Bevölkerung, von 503.000 auf über eine Million. Die österreichisch-ungarische Regierung brauchte lange, um die Bedeutung dieser Stadt und ihrer Entwicklung zu erkennen. Zwar hatte New York bereits 1864 und unter Hinweis auf die ebenfalls rasant steigende Einwanderung aus Österreich ein Konsulat in Chicago vorgeschlagen, doch begnügte man sich seitens der Hauptstadt Wien vorläufig bloß mit einer inoffiziellen Vertretung durch den Konsul des Norddeutschen Bundes. Viele Emigranten wandten sich daher an den Konsul Bayerns und Württembergs. Das Gerangel um Chicago hielt noch geraume Zeit an. Das Wachstum der Stadt bewerkstelligte schließlich ein Umdenken in Richtung Berufskonsulat. In Chicago und Umgebung lebten rund 85.000 Österreicher, im konsularischen Distrikt außerhalb der Stadt weitere 70.000 Landsleute.

Die Familie Ciesciutti, die 1918 noch in Chicago lebte, hatte von all den belastenden Details keine Ahnung. Fest stand lediglich ihr Entschluss, wieder nach Kärnten, in die Heimat zurückzukehren und sich mit dem mühsam Ersparten dort wieder ansässig zu machen. Dies sollte sich angesichts der verworrenen Verwaltungslage durchaus als nicht einfach erweisen. Rössig bei Ferlach, der ursprüngliche Auswanderungsort, lag 1920 in der Zone A des Abstimmungsgebietes zur Kärntner Volksabstimmung und wurde gemäß den alliierten Richtlinien nicht von der Kärntner Landesregierung bzw. der Republik Österreich, sondern vom SHS-Staat verwaltet. Das Reisedokument für die Heimkehr der Ciesciuttis musste daher über die konsularische Vertretung des SHS-Staates in den USA beantragt und ausgefertigt werden. Der Vorgang nahm einige Wochen in Anspruch und führte wohl zu intensiven Diskussionen in der kleinen Auswandererfamilie.

„Ich war 15 Jahre alt, als wir zurückkehrten. Vater kaufte mit einem Teil des ersparten Vermögens eine Hungerkeusche; zum Sterben zuviel, zum Leben zuwenig; das restliche Geld legte er auf ein Sparkonto. Gerade richtig für die Nachkriegsinflation, denn davon sah die Familie keinen Groschen mehr. Und so begann das Hungern. Selbst der Acker wollte wegen der Dürre nicht das hergeben, was er sonst hervorbrachte. Der Vater saß irgendwo in einem Winkel und trauerte seinem Millionärsdasein nach. Die Mutter machte in Richtung Vater bissige Bemerkungen. Es war trostlos. Der Brunnen war wegen der Dürre ohne Wasser, und man musste vom Tal das nötige Nass für Vieh und Haushalt herauftragen. Wenn ich mit zwei Kannen Wasser holte, bettelte ich um ein Stück Brot, das mir die Mutter nur ungern gab, wegen dem Mangel an Reserven. In Amerika war ich nie hungrig gewesen, Brot war immer da – und auch eine Stadtbibliothek. Hier war weder Brot noch eine Bibliothek vorhanden“, erinnerte sich Johann Ciesciutti an seine ersten Eindrücke in der alten Heimat. Als seine Familie wieder Boden unter den Füßen hatte, lebte sie das Dasein einer durchschnittlichen Kärntner Arbeiterfamilie mit landwirtschaftlichem Nebenerwerb. Und dieses Lebensumfeld wurde für den hinterfragenden, stillen Beobachter neben Büchern und Aufsätzen zur zweiten – für ihn unersetzlichen – literarischen Quelle.

Für den kaum 15-jährigen Johann, seinen etwas jüngeren Bruder Siegfried und die Eltern der beiden begann nun ein Lebensabschnitt, der vor allem für die beiden Jugendlichen dramatisch und mühevoll werden sollte. Zunächst gab es die sprachlichen Barrieren, die von den Englisch sprechenden Kindern zu überwinden waren. Johann Ciesciuttis prägende Lebensjahre waren durch das amerikanische Schulsystem in englischer Sprache gekennzeichnet. In Aich bei Köttmannsdorf kaum eingelebt, besuchte er die ca. vier Kilometer entfernte Volksschule in Viktring, wo er jedoch mit den dort angebotenen Lehrinhalten deshalb wenig anzufangen wusste, da er die deutsche Sprache weniger gut beherrschte als die englische. Mühsam begann er, sich seine bereits verschüttete deutsche Muttersprache wieder anzueignen und mit viel Selbstdisziplin weitgehend autodidakt zu erlernen. Unter seinen Mitschülern und den Jugendlichen der Gemeinde entstanden so nur wenige soziale Kontakte, auch weil man nach den schweren Jahren des Krieges und der belastenden existentiellen Krise, die beinahe jeden Bauernhof dieser Region in irgendeiner Weise betraf, für die als exotisch erkannten Außenseiter kaum Verständnis und Mitgefühl aufzubringen imstande war.

Die beruflichen Tätigkeiten des vom Jugendlichen zum jungen Mann Heranwachsenden wechselten: Holzknecht in den Wäldern des Hollenburger Gutes, Sägearbeiter in Weizelsdorf, Hilfsarbeiter und schließlich Bauarbeiter – „Baraber“ –, wie man ihn später oftmals bezeichnete. Und die Familie kam aus Amerika – dem Feind des Ersten Weltkrieges; auch der beinahe unaussprechliche Name verhiess nichts Gewohntes, Einschätzbares. Sie blieben Außenseiter in dieser schönen hügeligen Landschaft westlich von Klagenfurt, in der die Menschen seit jeher besonders misstrauisch gegenüber Fremden und Andersartigen sind. Ist dieser Teil des Rosentales doch eine Region, durch die seit vielen Jahrhunderten Fremde zogen, in der man mit Fremden oftmals schlechte Erfahrungen machte.



In der Bücherei der neu errichteten Arbeiterkammer in Klagenfurt (ab 1924) fand der Arbeiter Johann Ciesciutti jenen Lesestoff, der ihm zunächst nach und nach wieder die deutsche Hochsprache und danach die Welt der Literatur eröffnete. Er blieb der Institution als Leser bis an sein Lebensende treu. – Unten: Entgegen der erlebten Wohlstandsentwicklung in den USA erfuhr die Familie in den 1920-er Jahren Entbehrung und Armut. In mühevoller Tagelohnarbeit sieht man hier eine große Zahl der Köttmannsdorfer und Keutschacher Bevölkerung beim Beerensammeln im Turiawald (1930).



Die Arbeiterkammerbibliothek in Klagenfurt

Als man mir das erste Buch in die Hand drückte und ich zu lesen begann, ist es geschehen. Von da an war mir der Weg vorgezeichnet, den ich zu gehen hatte. Ohne Bücher wäre ich ein Nichts geblieben, ein elender Zeitpilger ohne Auftrag. Man lacht darüber, aber was sind denn Studien sonst als der Umgang mit Büchern, ein Umgang mit all dem Geist, der uns zeitlos voranging. So mancher Student vertrödelt seine Zeit mit einem lächerlichen Korpsgeist, irgendeine dumme Vereinigung mit viel Bier und Gaudeamus. Ich hab das alles nicht erlebt, und es war gut so. Dafür steckte ich meinen Kopf tiefer in die Bücher und erwarb eine Bildung, die sonst meinem Stand nicht zusteht. Aber wo ein Wille, dort ist auch ein Weg. Ich weiß, daß man über mich lacht, aber ich habe noch alle geschlagen, die über mich gelacht haben. Ich habe so manchen beschämt, der mein Tun verhöhnte. Von dieser Seite erwarte ich keine Anerkennung, denn für sie bin ich nur ein dummer Baraber mit Ambitionen.

(AML II, S. 129)

Mein umfassendes Wissen, meine Bildung verdanke ich der Bücherei der Kärntner Arbeiterkammer. Das ist eine Institution, die viel mehr für die Menschen tut, als die Menschen das vielleicht begreifen.

(AuA, S. 200)

Die Kärntner Arbeiterkammer war die letzte, die in der Ersten Republik ihre Wahlen durchführte; jedoch die erste, die über ein neu gebautes Haus verfügte. Abwehrkampf und Volksabstimmung waren in den Jahren 1919 und 1920 die beherrschenden Szenarien. Alles was Ferdinand Hanusch für die Arbeitnehmer/innen der gesamten Republik erreichte, trat in Kärnten mit Verzögerung ein. So auch die Durchführung der Arbeiterkammerwahl, die Bestellung ihrer Funktionäre, die Errichtung ihres Büros. Anfang Januar 1922 wurde gewählt. Die Presse sprach vom „Wirtschaftsparlament der Arbeiter“. Die Kommentare waren nicht immer freundlich – manchmal mehr als gehässig. Die ersten Vollversammlungen im Juni, September und Dezember standen vollständig unter dem Eindruck des Vorhabens, ein eigenes Haus zu errichten. Aber in den Diskussionen des Kärntner Arbeiterparlaments dringen auch die aktuellen politischen Einschätzungen und Probleme durch: die Kriegsinvalidenversorgung, das Arbeitslosenversicherungsgesetz, die unterentwickelte Kärntner Wirtschaft, die niedrigen Einkommen und mit ihnen die niedrige Kaufkraft, das brisante Wohnungsproblem der Landeshauptstadt – die Bildungslandschaft, die an die Verhältnisse eines heutigen Entwicklungslandes der Dritten Welt erinnert.

Klagenfurt – vor allem die südlichen und östlichen Vorortgemeinden der Landeshauptstadt St. Peter und St. Ruprecht – verfügen über eine längere Tradition innerhalb der Kärntner Arbeiterbewegung. Hier vollzog sich die wirtschaftlich bedingte Migration von der Dienstbotengesellschaft am Land zur wirtschaftlichen Erwerbsgesellschaft im Klagenfurter Raum. Insbesondere erfasst waren davon auch Frauen, die über keine Schulabschlüsse und keine Berufsausbildung und am Land so gut wie keine Existenzaussichten verfügten. Die Stadt selbst ist bürgerlich. In ihrem Vorfeld entstanden während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert große Betriebe. Der Bahnbau führte zu einer weiteren wirtschaftlichen Verdichtung. Der größte Betrieb, der Mitte des 19. Jahrhunderts seine Produktion aufnahm,

war die Klagenfurter Tabakfabrik. Ihr Personalstand an Arbeiterinnen stieg manchmal auf über 1000 Personen. Eine ungeheure Zahl für die beschauliche Provinzhauptstadt. Nicht zufällig wurde die Klagenfurter Arbeiterkammer in unmittelbarer Nähe zur Tabakfabrik und der sie umgebenden Produktionsbetriebe errichtet.

Den besonderen Agitationsschwerpunkt legten freie Gewerkschafter und Sozialdemokraten in den 1920-er Jahren auf die ländliche Arbeiterschaft, was besonders den Landbund ärgerte, da sie das dörfliche Milieu als ihre Domäne betrachteten. Noch auf Schaubildern der 1950-er Jahre ist erkennbar, dass sich die industrielle Schwerpunktbildung im Bundesland auf sechs bis acht Standorte eingrenzt, in denen die politische Zuwendung der Wahlbevölkerung aufgrund der klassischen Interessensgegensätze ebenfalls zugunsten der Sozialdemokratie verläuft. Bei den ersten Arbeiterkammerwahlen im Januar 1922 entfielen 34 Sitze auf die roten Freien Gewerkschaften, fünf Mandate errangen die völkischen Gewerkschaften und einen Sitz die Christlichsozialen. Bei den nächsten Kammerwahlen (1927) errangen die Freien Gewerkschaften 33 Sitze, die Völkischen sieben, die Kommunisten und die Christlichsozialen je einen. In Kärnten mit seiner stark agrarisch bestimmten Struktur sind auch größere Klassenauseinandersetzungen seit der Entstehung der Arbeiterbewegung ausgeblieben. Sofern Konflikte stattfanden, beschränkten sie sich auf einzelne Orte oder Betriebe – Flächenbrände in Form anhaltender landesweiter Streiks gab es nicht, tätliche Auseinandersetzungen mit der Exekutive waren absolut selten. Gewaltsame Auseinandersetzungen mit den politischen Gegnern nahmen jedoch gegen Ende der 1920-er Jahre beängstigend zu. In der sozialdemokratischen Funktionärssebene herrschten vielfach Persönlichkeiten vor, die nicht dem klassischen Arbeitermilieu angehörten. Von den Kandidaten für die Kärntner Landtagswahl 1919 gehörten z. B. von den 45 Bewerbern nur zwei den klassischen Arbeiterberufen an. Aus den angeführten historischen Skizzen ist bereits erkennbar, dass sich diese Institution in der Landeshauptstadt gleichsam zu einer Keimzelle der jungen Arbeiterbewegung ausbildete. Diese aber stand vor der Aufgabe, alle ihre Organisationsteile zu aktivieren, um im Arbeitskampf, vor allem aber in der politischen Auseinandersetzung bestehen zu können. Die zersplitterten Richtungsgewerkschaften erzeugten zudem ganz eigenartige Rückwirkungen auf die Funktion der Arbeiterkammern als gesetzliche Vertretung der Arbeitnehmer/innen. Diese mussten ihre Kräfte darauf konzentrieren, eine Art Schlichtungs- und Koordinierungsfunktion zwischen den ideologisch zerstrittenen Richtungsgewerkschaften zu erfüllen. Im Gegensatz zu heute, wo politische oder ideologische Differenzen weitgehend zwischen den Fraktionen des Österreichischen Gewerkschaftsbundes ausgetragen werden, die ja auch zumeist wahlwerbende Gruppen in der Arbeiterkammer sind, entstand während der 1920-er und 1930-er Jahre ein wesentlicher „Reibungsverlust“. Die Arbeiterkammer konnte sich dem Einfluss der auseinanderdriftenden Richtungsgewerkschaften oftmals schon deshalb nicht entziehen, weil deren Vertreter als gewählte Funktionäre zur internen politischen Auseinandersetzung natürlich die Plattform des „Arbeiterparlamentes“ wählten und dabei auch nicht die Bediensteten der Institution verschonten.

Zunächst gelang dies mit Schwerpunkten in der Bildungsarbeit und hier insbesondere mit dem Aufbau einer großen Bibliothek. So berichtete der „Arbeiterwille“ bereits am 22. April 1926, dass „die Klagenfurter Arbeiterkammer im neuen Rechnungsjahr der Bildungsarbeit ihre ganz besondere Aufmerksamkeit widmen (wird). Im Bildungsprogramm der Kammer fällt der Bibliothek eine wichtige Rolle zu. Schon vor längerer Zeit ist man darangegangen, durch die Übernahme der früheren Bestände der Klagenfurter Zentralbibliothek, die aus den einzelnen Gewerkschaftsbibliotheken hervorgegangen war, eine groß angelegte Arbeiterbibliothek zu errichten“. Die Buchausleihe verzeichnete innerhalb kurzer Zeit ca. 500 ständige Leser aus der Arbeiterschaft. Sie fanden hier Gelegenheit, was sie in Kursen und Vorträgen erlernten oder gehört hatten, systematisch aufzuarbeiten. Die Bibliothek wurde damit mit der gesamten Bildungsarbeit der Kammer in Verbindung gebracht. Der Trend verlief in den folgenden Jahren steil aufwärts und die Arbeit orientierte sich zunehmend am erfolgreichen Wiener Modell der Arbeiterbildung. In diesem grenzten sich die Arbeiterbüchereien in ihrer sozialpädagogischen Zielsetzung scharf von der übrigen Volksbildung ab. Das erklärte Anliegen der Arbeiterbildung sah man in der Erziehung des Menschen zum Sozialismus. Das Erziehungsziel war die „Anpassung des Menschen an die Zukunft“, während die Volksbildung nach Meinung der Sozialdemokraten generell die „Anpassung des Menschen an die Gegenwart“ förderte, also konservativ ausgerichtet war.

Der ab 1926 bestellte Arbeiterkammerdirektor Dr. Karl-Ernst Newole und der ab 1928 aus Wien geholte Bildungssekretär Dr. Bruno Pittermann wollten die Menschen nicht nur bilden, sie wollten die Menschen auch politisieren, die Gesellschaft sollte vom lesenden Arbeiter und der lesenden Arbeiterin als veränderbar begriffen werden. Sie betrachteten die Arbeiterbüchereien auch nicht losgelöst von den anderen sozialdemokratischen Bildungsaktivitäten und dem vielfältigen Angebot des dichten Netzes an Kulturorganisationen. Als Kernbestand der Arbeiterbüchereien wurden die so genannten „wissenschaftlichen Werke“ und die sozialistischen Schriften betrachtet, die den eigentlichen Grundstock der Arbeiterbüchereien bildeten. Josef Luitpold Stern plädierte zwar auf der einen Seite dafür, die Bücherbestände vermehrt an den Geschmack der Leserschaft anzupassen, „wobei der dichterische Wert der einzustellenden Werke im Auge behalten werden [müsse]“. Nur dann, wenn die Arbeiterbücherei mehr sein will als eine Bücherstelle zur politischen Agitation, nur dann stehe ihr eine Zukunft bevor.

„Ich war mit mir selber viel allein. Wenn ich den Wald betrat, löste ich mich auf im Gespräch. Ich hatte Angst, dabei überrascht zu werden, denn in den Augen der andern war es idiotisch, Selbstgespräche zu führen. Man fand mich abnormal, an der Grenze der Idiotie, wo die Nachbarschaft sich zuflüsterte: Der Herr Gedicht kommt!“ (FID 1991, S. 53)



Auf der anderen Seite herrschte innerhalb der Arbeiterbüchereien die Tendenz vor, die Anzahl der Entlehnungen der so genannten wissenschaftlichen Werke – dabei handelte es sich im Wesentlichen um Sachbücher – zum Gradmesser der bibliothekarischen Arbeit zu machen. Diese Tendenz blieb bis zum Ende der Ersten Republik vorherrschend, auch wenn sie immer wieder auf Kritik stieß. Man war felsenfest davon überzeugt, dass vor allem die Lektüre von Sachbüchern den Arbeiter und die Arbeiterin dazu anregen würde, die eigene soziale Lage zu reflektieren. Das heißt aber nicht, dass es in den Arbeiterbüchereien keine Unterhaltungsromane gegeben hat, natürlich musste man auf die Interessen der Leser eingehen, wollte man diese für sich gewinnen. In den Regalen der Arbeiterbüchereien fanden sich daher die klassischen Abenteuerromane ebenso wie Kriminalromane, Heimatromane und historische Unterhaltungsromane. Man versuchte hier Kompromisse zu schließen und zu selektieren: „Die „minderwertige“ Literatur sollte ausgeschieden oder nicht eingestellt werden, während man gute bzw. noch akzeptable Unterhaltungslektüre für die Leser bereit hielt.

Das Ziel lag in der kritisch-intellektuellen Literaturrezeption der Arbeiterleser. Um dieses Ziel zu erreichen, propagierte man das pädagogische Prinzip des „Hinauflesens“: Man ging dabei davon aus, dass der Arbeiter und die Arbeiterin, einmal auf den Lesegeschmack gekommen und von umsichtigen Bibliothekaren geschult, sich nach und nach von „seichter Literatur“ zur „guten Literatur“ und schließlich zur „wissenschaftlichen Literatur“ empor lesen würden.

Viel erfolgreicher beim Leser war man bei der Förderung des so genannten „modernen sozialen Romans“, seine Beliebtheit war, „das entscheidende Charakteristikum, das die Arbeiterbüchereien unverwechselbar von den anderen Volksbüchereien unterscheidet“. Dazu zählten die sozialkritischen Abenteuerromane Jack Londons, die sich ab Mitte der 1920-er Jahre in den Arbeiterbüchereien ganz außerordentlicher Beliebtheit erfreuten, ebenso wie die Romane B. Travens (man betrachtete die beiden amerikanischen Autoren als „genuin-proletarisch“). Daneben avancierten auch Upton Sinclair und Erich Maria Remarque zu den beliebtesten Autoren der Arbeiterbüchereien. Bereits im „Katalog der Kammerbibliothek in Klagenfurt“ aus dem Jahre 1927, finden sich zehn (!) Titel von Upton Sinclair, und aus der Dichtung des damaligen Arbeiterkindes Michael Guttenbrunner wissen wir, welche rezeptive Spuren beispielsweise aus der AK entlehene Werke von Karl Kraus oder auch Alfons Petzold zu hinterlassen vermochten.

Ihrer Ausleiheform nach waren die Arbeiterbüchereien Thekenbüchereien. Die Leserinnen und Leser hatten also keinen direkten Zugriff auf die Bücher, konnten sich aber in den aufliegenden Katalogen über den Buchbestand informieren. Der Bibliothekar entschied aber dann letztlich darüber, welches Buch er an welchen Leser und welche Leserin ausgab und welches nicht.

Johann Ciesciutti hat in seinen Aufzeichnungen erstaunlich wenige Reflexionen zur Beschaffung jener Literatur hinterlassen, die ihn als jungen Arbeiter begleiteten. Aber wir wissen verlässlich, dass der wöchentliche Besuch der AK-Bibliothek für ihn zum Ritual wurde und er sich über die gebotene Literatur einen reichen Wissensschatz aneignete. Die Mühsal des autodidakten Studiums wurde zum Selbstverständnis – der Weg zur Dichtung zunächst

ein nebeliges Wahnbild, dessen Konturen sich erst im Laufe vieler Jahre abzuzeichnen begannen.

Ich habe nie eine Bestätigung dafür bekommen, daß ich in der Philosophie und Literatur endlos gebüffelt habe. Ohne Zeugnis mußte ich bestehen oder untergehen. Ich war zum Straßenarbeiter bestimmt, geeignet, der letzte Dreck zu sein, der heimliche Dichter, den man erst entdecken mußte, sonst wäre er unter den Namenlosen verreckt, ohne bemerkt zu werden. Heute, kurz vor dem Sterben, steht eine Tafel am Haus, wo ich das Licht der Welt erblickt habe.

(FID, 1991, S. 25)

Der Februar 1934 bedeutete für die meisten Arbeiterbibliothekare und Arbeiterbibliothekarinnen das Ende ihrer Tätigkeit, denn fast alle schieden aus den Arbeiterbüchereien aus. Manche, wie die berühmte Sozialpsychologin Marie Jahoda, die auch als engagierte Arbeiterbibliothekarin tätig gewesen ist, flüchteten bzw. mussten emigrieren. Der staatliche Systemwechsel wurde dann für viele Bibliothekare zur Katastrophe. Ihre langjährig engagierte Arbeit in der Freizeit kam jetzt dem politischen Gegner zugute, der willkürlich in den Büchereien schalten und walten konnte. Unter diesen Bedingungen verweigerten die sozialistischen Büchereiwarte fast ausnahmslos eine weitere Mitarbeit in den Büchereien. Manche versuchten sich nun in der Illegalität für die Partei einzusetzen. Später wurden einige von ihnen wegen verbotener politischer Betätigung in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten ermordet, so wie auch Robert Danneberg, unter dessen Leitung vor dem Krieg das Arbeiterbüchereiwesen seinen Aufstieg angetreten hatte.

Aus den berichtenden Details der späten 1920-er und beginnenden 1930-er Jahre erkennt man ein umfassendes Arbeitsvolumen für die Mitarbeiter/innen der Arbeiterkammer in Kärnten. Die Kammer schaffte zu dieser Zeit nicht nur den Aufbau ihrer herausragenden Bibliothek mit einer ausgedehnten filialen Struktur, sondern schuf auch Grundlagen für Publikationen, die im landespolitischen Ringen dringend erforderlich waren und stets auf die notwendige Berücksichtigung der arbeitenden Menschen hinwiesen. Die Studien, Berichte und Bücherkataloge der Arbeiterkammer in Klagenfurt sind ein bemerkenswerter Nachweis zur Qualität der interessenvertretenden Arbeit in Klagenfurt. Unterteilt man das erste Dezennium der jungen Klagenfurter Arbeiterkammer in drei Phasen, so zeigt die Analyse für den ersten Abschnitt von etwa drei Jahren eine Gründungseuphorie; nach Fertigstellung des Gebäudes eine Phase der Skandalisierung und Zerstrittenheit, die unter anderem zur ungerechtfertigten Entlassung des Kammerdirektors führte und schließlich eine Phase der Konsolidierung, die mit der Bestellung Karl Newoles 1927 beginnt, sich mit dem Zugang Pittermanns 1929 fortgesetzt und erst durch den Austrofaschismus im Februar 1934 gewaltsam unterbrochen werden kann.

Der gewaltsame Systemwechsel in der Folge des österreichischen Bürgerkrieges am 12. Februar 1934 führte in den Arbeiterkammern nicht nur zu personellen Änderungen, sondern auch zu einer Zensur im Buchbestand der Arbeiterbücherei. Dieser wurde stark gelichtet und sämtliche Bücher sozialistischen Inhalts oder sozialistischer Autoren aus dem Verkehr

gezogen. Vernichtet wurden sie damals nicht, sondern vielmehr in einem besonderen, öffentlich nicht zugänglichen Räumen aufbewahrt. Der Ständestaat beraubte die Arbeiterkammern ihrer freigewählten Funktionäre und ersetzte sie durch ernannte und der Regierung ergebene Systemsympathisanten. Die exponierten freien Gewerkschafter wurden entweder pensioniert oder verhaftet. In dieser Situation kam Georg Bucher als Angestellter in die Arbeiterkammerbücherei. Dort übernahm er die Tätigkeit seines Wunschberufes: er wurde Bibliothekar.

Während Ernst Newole noch einige Monate in seiner Stellung als Erster Sekretär der Kammer verblieb, erhielt Bruno Pittermann bereits am 13. April 1934 sein Dienstzeugnis und die Kündigung. Mit der Auflösung der Sozialdemokratischen Partei, an deren Ideologie und Organisationsstruktur die Freien Gewerkschaften stark angelehnt waren, hatte der Gewerkschaftsgedanke insgesamt einen schweren Schlag erlitten. Die Arbeiter und Angestellten reagierten zunehmend mit Resignation und Indifferenz, zumal bereits während der großen Arbeitslosigkeit Mitgliederrückgänge bei allen Gewerkschaften zu verzeichnen waren. Die vormalige Unabhängigkeit und Eigenständigkeit der Gewerkschaften wurde drastisch eingeschränkt. Als Aufsichtsbehörde kontrollierte den mit der Arbeiterkammer zusammengelegten Gewerkschaftsbund das Sozialministerium; jede Abänderung der zugeordneten Satzungen, aber auch der Rechte und Pflichten des Vorstandes des Gewerkschaftsbundes oder seiner Unterorganisationen bedurfte der Zustimmung des Ministeriums. In einer Replik der Gewerkschaft der Arbeiter in den graphischen Gewerben anlässlich deren 80-jährigen Bestandsjubiläums erinnerten sich die Kärntner Buchdruckerkollegen in ihrer Festschrift an die Zeit des autoritären Regimes so:

„Die Republik war tot. Alles demokratische Gedankengut wurde zerstört, die Verfassung auf mittelalterlich-ständischer Grundlage umgeändert. Die Vaterländische Front und die faschistischen Heimwehren führten das politische Kommando...“

Unter den vielen regionalen Erinnerungen und Berichten zu diesen Jahren öffnen die zwei folgenden des Dichters Michael Guttenbrunner ein wirklichkeitsnahes Fenster in die Verhältnisse Kärntens:

(...) Der Februar 1934 hat mich, zusammen mit anderen, in die Illegalität geführt. Ich habe Flugzettel gestreut und die auf Seidenpapier gedruckte und aus der Tschechei eingeschmuggelte „Arbeiterzeitung“ kolportiert. So kam ich mit dem Fahrrad in manche entfernte und mir noch unbekannte Gegend Kärntens und zu Leuten, die origineller waren als das ihnen zugesteckte Propagandamaterial. Ich sah in manche arme Wohnung hinein, sah den oft arbeitslosen Arbeiter und seine Frau über Büchern sitzen, die mir von daher noch ehrwürdig sind (...)

(...) 1934 stand ich noch in der Arbeiterschaft. Meine Eltern und alle Leute, die ich kannte, waren Arbeiter, und ich hatte selbst als Hilfsarbeiter auf einem Bau gearbeitet (...) Mein politisches Credo war das Kommunistische Manifest. So kam ich 1935 wegen Geheimbündelei und Hochverrat ins Gefängnis, das ich stolz und ungetrübt betrat. Es war das Landesgefängnis in Klagenfurt. Die Mutter schrie und weinte, ich sei noch minderjährig und sie wollte in die Stadt laufen und dort irgendwem zu Füßen fallen und bitten, dass man mich laufen lässt! Ich verbot ihr das, es sei vergeblich, ich wollte um jeden

Preis das Graue Haus von innen sehen und Leidensgefährte älterer Genossen sein, die bereits verhaftet waren und die ich verehrte, so vor andern Anton Falle, weiland Redakteur des Arbeiterwille. Solche Nähe und die Ehre des Gefängnisses sollten mir viel bedeuten.

Freilich ist auch festzustellen, dass sich der autoritäre Staat der kulturellen Errungenschaft von Arbeiterbibliotheken nicht entledigte, sondern diese vielmehr intensiv für seine Zwecke nutzbar machte. Für den „Ständestaat“ waren die Bücher aus den Arbeiterbüchereien eine durchaus interessante Ressource. Schon im März 1934 erging die Weisung an alle Polizeidienststellen, alle Büchereien und die gesamten Bildungseinrichtungen an Karl Lugmayer zu übergeben, der vom Bundesministerium für Unterricht und vom Bundeskommissär für Wien beauftragt und dann als treuhändiger Verwalter für die „ununterbrochene (...) Weiterführung und dadurch Erhaltung der Einrichtungen für die Arbeiterkreise“ verantwortlich war.

In den anderen Bundesländern – also auch in Kärnten – waren die jeweiligen Volksbildungsreferenten die erste Anlaufstelle. Für die autoritären Machthaber war unter anderem entscheidend, dass politisch missliebige Literatur sowie entsprechende Bildungsmaterialien aus dem Verkehr gezogen wurden. Dies betraf zunächst Schriften, die den Zwecken verbotener Parteien dienten oder gegen den Bestand des österreichischen Staates bzw. seine verfassungsmäßigen Grundlagen gerichtet waren, die die öffentliche Ruhe und Ordnung bedrohten oder das „vaterländische Empfinden“ verletzten. Des Weiteren sollten vor allem die katholische Glaubens- und Sittenlehre verletzende Schriften entfernt werden und schließlich „Schriften mit verrohenden, volkszersetzenden, sittenwidrigen oder sonst ethisch minderwertigen Inhalt“. Die ausgeschiedenen Bestände sollten allerdings durch gezielte systemkonforme Ergänzungen wieder aufgefüllt und die Attraktivität der Bibliothek gesteigert werden. So zeigen die Bücherverzeichnisse aus den Jahren 1934 bis 1938 intensive Ergänzungsmaßnahmen im Sinne der staatlichen Kulturpolitik. Dem „Bericht des Gewerkschaftsbundes der österreichischen Arbeiter und Angestellten 1936“ entnehmen wir folgende Fakten: „Von allen Ländern Österreichs hat Kärnten das bestgegliederte Gewerkschaftsbüchereiwesen: 7 Standbüchereien, 20 Wanderbüchereien, 6 Nebenstellen, 8 Jugendbüchereien, eine Volksmusikbücherei, 10 Lagerbüchereien des F.A.D. Diese 52 Büchereien weisen insgesamt 34.000 Bände auf. Die 6000 Leser des Jahres 1936 entlehnten aus diesen Gewerkschaftsbüchereien 151.723 Bände, das sind um fast 20.000 Bände mehr als 1935. Seit 1934 wurden in Kärnten 7774 Bücher neu eingestellt.“

Aber das politische Intermezzo des Ständestaates endete unerwartet rasch; Kollegen der Buchdruckergewerkschaft erinnerten sich in einer Festschrift an den politischen Übergang zum Nationalsozialismus so:

„...Anfang 1938 kam das ständestaatliche Absolutum in Gefahr. Österreich konnte nur mit Hilfe der rechtlos gemachten Masse der von allem Geschehen abseits stehenden disziplinierten Arbeiterschaft gerettet werden, die man durch Zusicherung weitgehender gesetzmäßiger Tätigkeit auf politischem und gewerkschaftlichem Gebiete von seiten der Regierung Schuschnigg zu gewinnen bestrebt war. Aber es war schon zu spät. Die deutschen

Divisionen überschritten bereits die Staatsgrenzen. Man versprach aus dem Munde der neuen Machthaber dem Volke, aus der ‚Ostmark ein Land von blühenden Gärten und ein Paradies‘ zu machen. Die Herrschaft der Nationalsozialistischen Deutschen ‚Arbeiterpartei‘ trat das faschistische Erbe des Ständestaates an und schenkte uns unter anderen Segnungen die ‚Deutsche Arbeitsfront‘, in die alle Mitglieder der aufgelösten vaterländischen Gewerkschaften eingegliedert wurden ...“

Von der AK- zur NS-Bibliothek

Nach einer Expansionsphase in Deutschland zwischen 1933 und 1939, im Zuge derer 4 579 Bibliotheksgründungen zu verzeichnen waren, konzentrierte sich der Aufbau des Bibliothekswesens nach 1938 auf die „angeschlossene Ostmark“ und die annektierten Länder. Als Relaisstellen des Bibliothekaufbaues fungierten in den jeweiligen Reichsgauen zentrale Volksbüchereistellen. So wurden etwa bis 1942 seitens der Volksbüchereistelle Klagenfurt für den Raum Kärnten und Steiermark 122 Gemeindebüchereien eingerichtet. Das erste Heft der „Ostmarkbücherei“ vom April/Mai 1939 veröffentlichte die „Richtlinien für das Volksbüchereiwesen“ des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 26 Oktober 1937. Damit wurde das ehrgeizige Konzept vorgestellt, „daß in jeder Gemeinde, die 500 und mehr Einwohner hat, eine Standbücherei vorhanden ist“. Für den Raum Kärnten von Bedeutung war zudem eine Sonderform des Volksbüchereiwesens, das „Grenzbüchereiwesen“, gedacht als eine Art ideologisches Bollwerk gegen unerwünschte Fraternisierung: „Besondere Förderung und Aufmerksamkeit ist dem Aufbau eines starken Volksbüchereiwesens in den Grenzgebieten zuzuwenden, da die Volksbüchereien in hohem Maße befähigt sind, wichtige Aufgaben zu übernehmen, die sich aus den grenz politischen Notwendigkeiten ergeben.“

Die organisatorische Angleichung der österreichischen Vereinslandschaft an jene des „Altreichs“ oblag dem Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände. Bei der Entscheidung über den Fortbestand, die Überführung oder Auflösung bestehender Vereine wurde besonderes Augenmerk darauf gerichtet, dass unter anderem „...alle Vereine, Organisationen und Verbände nationalsozialistisch ausgerichtet und geführt werden“. Zu den kulturellen Verbänden im Aktionsradius des Stillhaltekommissars zählten auch Büchereien, wobei nicht alle Bibliothekstypen hier von gleichem Interesse waren. Schulbüchereien waren beispielsweise ausgenommen, während mobile (so genannte Wander-)Büchereien der Arbeiterkammer sehr wohl der Zuständigkeit des Stillhaltekommissars unterlagen; sie wurden zur Gänze der Deutschen Arbeitsfront zugewiesen. Auch die Arbeiterkammerbücherei in Klagenfurt fiel den „Säuberungsmaßnahmen“ des Stillhaltekommissars zum Opfer: Nach Auflösung der Arbeiterkammern wurde diese zur Stadtbücherei der Gauhauptstadt Klagenfurt umfunktioniert und im hiesigen Rathaus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Nach der Eingliederung der ostmärkischen Gaue in das Deutsche Reich wurde auch die Organisation des Büchereiwesens angepasst und die Gemeinden zu Trägern des öffentlichen Büchereiwesens bestimmt. Der einheitliche Aufbau und die einheitliche Verwaltung wurden

durch die Errichtung der Staatlichen Volksbüchereistellen festgelegt. Für Kärnten und Steiermark wurde am 12. August 1939 eine Staatliche Volksbüchereistelle mit dem Amtssitz in Klagenfurt angeordnet. Ein Kernstück der Kärntner Volksbüchereiarbeit bildete die Reorganisation der größten gemeindlichen Bücherei des Gaues, der Stadtbücherei Klagenfurt. Diese wurde seinerzeit als Bücherei der Arbeiterkammer eröffnet, wechselte dann in den Besitz der Deutschen Arbeitsfront, um von dieser an die Stadt übergeben zu werden. Am 17. April 1940 begann sie ihre Ausleihfähigkeit als Stadtbücherei im Rathaus.

Die Begründung: Kärnten sei weitgehend Fremdenverkehrsland, dies muss die Büchereiarbeit zum Teil mitberücksichtigen. Den einzelnen Gemeinden werden daraus auch büchereimäßige Verpflichtungen erwachsen, die über die örtlichen Kräfte hinausgehen. Deshalb braucht das ganze Büchereisystem des Reichsgaues Kärnten einen letzten Rückhalt in einer für alle Bedürfnisse ausreichenden gemeindlichen Zentralbücherei. Der Natur der Dinge nach ist das in Kärnten die Stadtbücherei Klagenfurt. Diese hat eine Ergänzungsaufgabe der gemeindlichen Büchereien durchzuführen und alle in den einzelnen Gemeinden des Gaues mit Büchern zu versorgen, die von den örtlichen Büchereien nicht restlos bedient werden können.

Ohne auf den Kriegsverlauf näher einzugehen ist festzustellen, dass der Verbleib der Bibliothek in der Arbeiterkammer zweifellos bereits am 16. Jänner 1944 zu deren vollständiger Vernichtung geführt hätte. An diesem Tag erfolgte der erste schwere alliierte Bombenangriff auf Klagenfurt; das Haus der Arbeit, die vormalige Arbeiterkammer, wurde in Schutt und Asche gelegt. Von der seinerzeitigen politischen Zentrale der Kärntner Arbeiterbewegung der Ersten Republik ragten am Ende des Tages nur noch Trümmer hervor.

Erinnerungen an den Krieg

Den Familienvater Johann Ciesciutti erreichte der Einberufungsbefehl im Alter von 34 Jahren. Wie die meisten jungen Kärntner, die vom lokalen Ergänzungskommando der Deutschen Wehrmacht Monate vor dem Russlandfeldzug rekrutiert wurden, landete er in der V. Gebirgsjäger-Division und durchlief zunächst die Grundausbildung, die er als Individualist schmerzhaft und mit innerlichem Widerstand absolvierte. Dem Nationalsozialismus stand er bis zu seinem Lebensende überaus distanziert gegenüber – in späteren Lebensabschnitten geißelte er das System gnadenlos und schrieb sich viele der schrecklichen Eindrücke von der Seele. Die fragmentarischen Erinnerungstexte Ciesciuttis zu den Kriegsjahren, obwohl erst viel später verfasst, wirken sehr authentisch und führen bildhaft in ein Geschehen voller Menschenverachtung und gewaltsamer Ereignisse.

Mitte des Jahres 1941 wurde er von der Deutschen Wehrmacht für den Einsatz an der Ostfront einberufen, nachdem er zuvor in der Kaserne Tessendorf bei Klagenfurt seine militärische Ausbildung erfahren hatte. Er war der 5. Kompanie des im Juni 1941 aufgestellten Infanterie-Ersatz-Bataillons 605 zugeteilt. Die Einsatzregion seiner Einheit war die Frontlinie am Wolchow und führte ihn und seine Kameraden über Königsberg über einen Zeitraum von ca. viereinhalb Monaten durch erobertes und von der Deutschen Wehrmacht militärisch gesichertes Gebiet direkt an die Hauptkampflinie. Die Beobachtungen und Eindrücke der Soldaten während des Marsches, die sich in Ciesciuttis Aufzeichnungen und Erinnerungen spiegeln, vermitteln ein erschreckend nüchternes und apokalyptisches Bild des Krieges, ohne Hoffnung, dass diese Episode, der sich der junge Kärntner wie so viele andere nicht entziehen konnte, bald zu Ende sein würde.

Es ist Krieg. Wir ziehen teilnahmslos durch eine halb abgebrannte russische Ortschaft, die langgezogen rechts und links an der Straße liegt. Die Kälte beißt mit scharfen Zähnen. Man sieht verummte Frauen, angetan mit allen Fetzen, die sie besitzen. Kinder drücken sich ängstlich herum; die ganz Kleinen starren uns verwundert an. Und daneben - mitten auf der schneeverwehten Straße - liegt die plattgedrückte Leiche eines russischen Soldaten. Wir machen einen Bogen um den Toten.

Ein düsterer Himmel, grau und schneeverhangen, das Gespenst der Gewalttätigkeit hinter allen Horizonten, ist mit seinem Nitschewo verdeckt. Das Gewalttätige beschriftet den Himmel mit Aufblitz und fernem Grollen. Es geistert die nahe Front, und wir ziehen unter der Last der Waffen nach vorne. Irgendwo ist der Russe durchgebrochen. Die Reste zerschlagener Einheiten torkeln an uns vorbei nach hinten, die meisten verwundet. Klägliche Reste, die die Geschichtskundigen an das Schicksal Napoleons erinnern. Was für ein Glück, daß nur wenige etwas davon wissen. Die Wissenden aber hüllen sich in Schweigen. Sie nehmen ihr Schicksal fatalistisch hin. Es geht nach vorne, dorthin, wo der Horizont brennt. Es wird kaum gesprochen. Jeder hat sich in die Klausur seines Ichs zurückgezogen. Nur das Klirren der Ausrüstung ist zu hören, reißt einen aus dem Kreis schwarzer Gedanken kaum heraus. Jeder wünscht sich weit weg von hier. Die sonst befohlene Heiterkeit, die in einem herausgequetschten Lied mündet, bleibt aus, weil hier selbst die Sternträger stumm und apathisch dahintrotten.

Diesmal überläßt man uns großzügig unserer Individualität. Ein seltener Luxus für Uniformierte. Wir lachen schneidend auf, da wir uns großer Redensarten erinnern; und trotzdem sind wir wie eine Herde, die nach vorne getrieben wird. Die, die sich gestern noch heldisch gaben, schweigen und machen lange Gesichter. Das stellen wir Anti-Helden mit Schadenfreude fest. Der Totenschädel des Krieges grinst nun alle an.

Wer jetzt denkt, Vergleiche zieht, tut es realistisch, ganz ohne Illusion. Der Marsch an die Front ist nicht nur niederdrückend, sondern auch enthüllend. Die Kälte beißt durch den leichten Mantel. Die Fingerhandschuhe reichen nicht für die Minusgrade, die in diesem Winter wüten. Vor uns geistert das fahle Licht der Leuchtkugeln. Ohne Tritt torkeln wir in die Nacht hinein. Wer wird morgen oder übermorgen noch am Leben sein? Ein scheuer Blick streift den an unserer Seite gehenden Nachbar. Der eine wie der andere wandert in Gedanken im Vergangenen herum. Diesem und dem anderen flackert die Angst in den Augen, ein anderer starrt nur müde aus der Gruft der Ergebung. Das sind alles Dinge, mit denen man fertig werden muß und die die Herren hinten nicht wahrhaben wollen. Es ist gut, daß die Gedanken frei sind, denn viele nehmen in diesen Minuten insgeheim Abschied von den Lieben daheim – und haben einen stummen Fluch auf den Lippen.

In dieser Schule des Lebens, in der man unter der Folter der Heimwehbaracken stand und in der man angebrüllt und behandelt wurde wie ein Stück Vieh, riß ich die Augen auf und wurde der „stille Beobachter“. Da kam es über mich. Dort erkannte ich: Der Mensch hat viele Seiten, trägt viele Labyrinth in sich. Da man in solche Situationen hineingezwungen wird, beginnt man, die Musterexemplare genauer zu fixieren. Als erste natürlich die Sternträger, jene Halbgötter, ohne die kein Barras existieren kann. Sobald sie devot begrüßt werden, setzen sie Fett an und beginnen vor lauter Behagen zu schnurren. Kein Soldat ist vor ihnen sicher. Hinter jeder Ecke muß er Männchen machen. Selbst wenn er einen leeren Raum betritt, macht er den Affen in Uniform. Das soll angeblich gut sein zur Hebung der Disziplin.

(ROB, S. 51 ff.)

Dünaburg ist die zweitgrößte Stadt Lettlands. Bis 1918 gehörte das Land zum Russischen Reich, danach war die Region bis zur Besetzung und Annexion durch Stalins Sowjetunion im Jahre 1940 ein unabhängiger Staat. Zwischen 1941 und 1944 unter deutscher Kontrolle, war Lettland von 1944 bis 1991 erneut Teilrepublik der Sowjetunion. Vor dem Zweiten Weltkrieg war ein Viertel der über 45.000 Einwohner Dünaburgs jüdisch. Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht im Sommer 1941 richtete die deutsche Militärverwaltung in der Festung am Ufer der Düna ein Ghetto für etwa 16.000 Juden aus Dünaburg und Umgebung ein. Gleichzeitig begannen ein SS-Kommando und lettische Hilfspolizisten mit Erschießungen von etwa 9.000 Juden aus dem Raum Dünaburg in Wäldern vor der Stadt. Ende August 1941 lebten nur noch 7.000 Juden im Ghetto. Anfang November erschossen SS-Angehörige und lettische Helfer weitere 5.000 Menschen, vor allem Alte, Kranke und Kinder. Am 1. Mai 1942 wurde das Ghetto aufgelöst und die übrig gebliebenen Juden ermordet. Nur ganz wenige wurden am Leben gelassen, sie wurden 1943/1944 in Konzentrationslager deportiert. Als die Rote Armee am 27. Juli 1944 Dünaburg zurückeroberte, lebten in Verstecken nur noch etwa 20 Juden in der Stadt.

In Dünaburg waren wir Besatzungstruppe und sahen vieles, was wir nicht sehen durften. Da gab es diese Omnibusse aus der Kastille, die Juden in die Sanddünen verfrachteten. Was dort geschah, erzählten sich Kameraden nur hinter vorgehaltener Hand. Die Bestie war am

Fressen. Die Letten liebten uns nicht; sie hatten wohl auch keinen Grund dazu. Es gab in der Nähe ein Abfanglager für Kriegsgefangene. Des Nachts hörte man ihr Hungergebrüll; man sprach von Kannibalismus. Es gab unter uns wenig Braungefärbte, dafür aber mehr Meckerer. Sie waren klug genug, alles was sie sahen, für sich zu behalten.

Der Transfer von Ciesciuttis Einheit an die Wolchow-Front umspannte einen Zeitraum von mehreren Monaten. Als er und seine Kameraden im Dezember 1941 dort ankamen, befanden sie sich unmittelbar in ständiger Lebensgefahr und fristeten ihr Dasein unter größten Entbehrungen. Der Winter 1941/1942 wird in allen Berichten als besonders streng beschrieben. Die Ausrüstung der deutschen Soldaten war mangelhaft, Erfrierungen, Gefangennahme und akute Lebensgefahr durch Kampfhandlungen drohten täglich.

Der Literaturwissenschaftler Markus Menschhorn, der sich unter anderem intensiv mit jenen Notizen auseinandersetzte, die Johann Ciesciutti in seinem sogenannten Kriegstagebuch festhielt, kommt zu dem Schluss, dass die körperliche und seelische Belastung zwangsläufig zu einer Veränderung der Persönlichkeit der Soldaten führte. (...) Ende Jänner/Anfang Februar 1942 wurden die Kampfhandlungen als besonders heftig wahrgenommen. Es verging kein Tag, an dem Ciesciutti nicht von Granateneinschlägen und Bombenangriffen zu berichten wusste. Am Morgen des 3. Februar zählte er nach einer heftigen Nacht 130 Sprengtrichter. (EDW, S. 93-94) Aus der Distanz der Generationen ist kaum fassbar, in welcher grauenhaften Welt dieser Kärntner Poet gemeinsam mit vielen Millionen weiterer junger Männer eingetreten war. Ein Entkommen schien, wenn überhaupt, nur durch eine schwere Verwundung möglich. Sie sollte ihn bereits wenige Tage danach, am 12. Februar 1942, treffen und zu einer weiteren Richtungsänderung in Ciesciuttis Leben führen.

Als es mich dort draußen traf, haben die Sterne im Frost gestrahlt – minus 42. Jedesmal, wenn ich gewimmert habe, kam eine feindliche MG-Salve über die Grabenstellung gefegt. Dann saß mir die Angst im Hals und schnürte mir die Kehle zu. In meinem Rücken stak ein Granatsplitter, nein, deren zwei, wie ich später erfahren sollte. Ich spürte, wie das Blut warm hervorquoll und wie es gefror. Dann lag es wie Eisklumpen zwischen Überschwung und Hüften. Neben mir lag mein Kamerad mit bleichem Gesicht und mit einem faustgroßen Loch im Stahlhelm. Wenn jetzt die drüben mit "Urräh" kämen, würde ihnen kein grimmiger Feuerstoß aus unserem Maschinengewehr entgegenblitzen. Wir zwei waren die weit vorgeschobene Wache; der Alarmposten für den Ernstfall.

Wieder schießt der Gegner mit diesem „Ratsch-bum“ und wieder jaulen und surren die Splitter umher. Unsere Stellung liegt in einem Schloßpark. Wenn es einen Baum trifft – schöne, starke Dinger, zu welcher Gattung sie gehören, weiß ich nicht, für mich sind es Bäume ohne Namen –, dann klirrt es, als ob man Porzellan zerschläge. Ich versuche mich zu bewegen, aber wie Wellenbrecher kommen die Schmerzen über mich. Immer kälter wird die Nacht und ich klappere mit den Zähnen. Wenn ich mich nur aufrichten könnte, um unser Maschinengewehr an der Grabenbrüstung zu erreichen. Ich könnte eine Serie Schüsse abgeben und die „Urrähs“ wüßten, daß wir noch da sind. Ach, es muß sein! Hinter mir stand die Angst. Wir hatten schon einige Male unsere Verwundeten beim Gegenangriff mit Genickschuß angetroffen.

Ich beginne langsam hinzukriechen, über den anderen hinweg, der mit bleichem Gesicht daliegt. Stück für Stück – und jedes Stück ist eine endlose Meile. Ich könnte es aufgeben; als Verwundeter hab ich nicht mehr die Verpflichtung, in den Kampf einzugreifen. Der Krieg steht

mir ohnedies zum Hals heraus. Aber ich habe Angst, die „Urrähs“ könnten erfassen, wir sind nicht mehr da. Um meinetwillen müssen wir aber noch da sein. Ich spüre wieder, wie es mir warm über den Rücken läuft. Diese Situation haben wir nicht geübt, viele Stunden mit Grußpflicht verplempert. Wenn ich nicht ruhig liegen bleibe, kann ich verbluten, und wenn ich mich nicht rühre, kann ich erfrieren. Oder die „Urrähs“ kommen und einer dieser Soldaten mit dem langen, warmen Mantel, der viele Gründe hat, rachsüchtig zu sein, wird mir die Mündung seiner Pistole in den Nacken setzen und das schon flackernde Licht meines Lebens ausblasen. Hintennach wird ein unflätiger Fluch diese Handlung beschließen; ein Germanski weniger!

Und so krieche ich weiter, gepeitscht von der Angst. Jetzt liegt das weiße Gesicht schon hinter mir, nur meine Stiefel schleifen pietätlos darüber hinweg. Da hab ich endlich das Ende der Grabensohle erreicht und sinke erschöpft hin, raste nach den vielen, vielen Meilen. Von der Feindseite her beginnt ein Granatwerfer zu feuern: „blup, blup“, dann wieder „blup, blup“. Gleich darauf ist das feine Zischen in der Luft zu hören. Ich halte den Atem an und lausche. Ich höre mein Herz schlagen. Im nächsten Augenblick blitzt es knapp vor unserer Stellung auf, und mit einem furchtbaren Krach geht eine ausgelegte Mine hoch. Für mich eine Abwehr weniger. Ich sage „meine Stellung“, denn diese Stellung gehört mir und dem weißen Gesicht da hinten.

Ich richte mich langsam auf, Stück für Stück. Mir scheint dieses Stück vier mal vier Meilen lang. Meine Zähne klappern. Mir ist so kalt, und vom Rücken greifen tausend Schmerzen in mein Dasein. Ein großer weißer Raum liegt vor mir und muß durchquert werden. Ich ziehe langsam den rechten Handschuh aus. Meine Hand zittert und ist vor den Sternen, die in der Kälte glitzern, nackt, so furchtbar nackt. Wird sie den Auslöser des Maschinengewehrs erreichen und wird sie noch warm genug sein, um den Finger zu krümmen? Oder wird sie erschöpft auf den Kolben sinken, sich weiß verfärben, machtlos sein und zu keiner Tat mehr fähig?

Ich spüre es, mein Gesicht ist vor Angst idiotisch verzerrt. Und jetzt, wo ich meinen Leib endlich aufgerichtet habe – ein schwankender Leib, dessen Beine zittern –, spüre ich am Rücken, wie es rinnt und wie das gefrorene Blut in kalten Klumpen nach unten rutscht.

Auf einmal blitzt in meiner Erinnerung der Harloutz auf, jener Berg, der gegenüber von Maria Rain gerade über Ferlach sein komisches, wild zerklüftetes Horn erhebt und dem ich, als wir an die Front führen, zugerufen habe: „Auf Wiedersehen!“ Dieser Klotz von einem Berg hat mir – nur für mich vernehmbar – ein „Wiedersehen“ zugenickt. Und dann war meine sich weiß verfärbende Hand am Gewehr und fummelte herum und suchte und suchte den Auslöser. Als sie ihn endlich fand, wollte der Finger nicht mehr und ich weinte vor Wut oder ich weiß nicht was. „Harloutz, so hilf mir doch!“ schrie ich die Grabenwand an; und der Harloutz gab Druck in die Hand. Das Maschinengewehr riß sich fast weg und es ratterte los und bellte und geiferte und spie Donner und Blitz, und die „Urrähs“ wußten, wir waren noch da.

(ROB S. 55-57)

1941 – 1942

*Hinter erleuchtetem Baum
 stieg wie ein Schrei
 eine Landschaft mir auf,
 eisüberzogen und windüberfegt
 und der lauernde feindliche Haß.
 Oh, verbannt mir das Bild!
 Greifen noch immer Gespenster nach mir,
 diese Gespenster aus der Waldei,
 bei minus vierzig und drei?
 Fetzen umwickelte Jammergestalten,
 was nicht mehr geht
 auf die Schlitten verstaut,
 mit halbverhungertem Klepper davor.
 Griff das alles noch einmal nach mir,
 daß ich den heiligen Baum
 plötzlich mit Tränen begrüßte.*

Kriegslazarett

*Im Hause der tausend Schmerzen
 tragen die Stunden ein Aschengesicht.
 Blütenweiß sind die Kittel der Schwestern,
 in den schreienden Räumen
 flattern sie dienstlich.
 Hier wird Lateinisch geredet,
 seziert, amputiert,
 aber gelitten wird irdisch.
 Die Wärme erstarrt im verdistelten Acker,
 den die Engel nicht mehr betreuen.
 Schatten blättern im Buch der Empörung,
 nennen verstört die Zahl des Kapitels
 und die Nummer der Träne.
 In den Nächten hört man das Wimmern
 aus den Wüsteneien des Ichs,
 gebündelte Traumas,
 die, in sich selber verkrümmt,
 die Oasen nicht finden.
 Hier welken die eitlen Gebärden,
 die Wollust des Fleisches
 und es ächzen die Münder:
 es komme ... es komme dein Reich.*

Nach seiner Genesung und Wiederherstellung wurde Johann Ciesciutti letztlich auch wegen seiner perfekten Englischkenntnisse zum Dolmetscher ausgebildet und fand sich ab 1943 im STALAG XVIII A, dem Kriegsgefangenenlager in Wolfsberg/Kärnten, wieder. Hier verbrachte er seinen weiteren Kriegsdienst als sogenannter „Sonderführer“ bis zur neuerlichen Mobilisierung und Einberufung an die Front im Jahre 1945.

Den Kriegsgefangenen im Lager Wolfsberg wurde je nach Nationalität unterschiedliche Behandlung zuteil. Gefangene aus Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Norwegen, Großbritannien und den USA standen an der Spitze der Lagerhierarchie. Am unteren Ende der Hierarchie hingegen standen die Kriegsgefangenen aus Serbien, Polen, der Sowjetunion und ab 1943 die Gefangenen aus Italien. Jüdische Kriegsgefangene aus westlichen Staaten wurden als Kriegsgefangene anerkannt und nicht „rassisch“ verfolgt. In Wolfsberg brachte man jüdische britische Soldaten zunächst in Zelten vor dem Lager unter, bevor sie anschließend in ein eigenes Lager ins „Alt-Reich“ abtransportiert wurden.

Die Nationalitäten waren streng voneinander getrennt und die einzelnen Bereiche durch Stacheldraht unterteilt. Briten und Franzosen kamen nur in der Lagerküche gelegentlich miteinander in Kontakt, da die Engländer anfangs von den Franzosen mitversorgt wurden. Einige Monate nach ihrer Ankunft bekamen die britischen Soldaten ein eigenes Gruppenfoto, britische Kriegsgefangene, Stalag XVIII A Lazarett, das jedoch ebenso wie das französische beim Bombenangriff im Dezember 1944 schwer beschädigt wurde. Die Briten hatten zwei Ärzte und 20 Sanitäter, die zur Versorgung ihrer Landsleute eingesetzt waren.

In den Sommermonaten begann das Lagerleben um 5 Uhr morgens, im Winter um 6 Uhr, mit dem Morgenappell. Vor dem Frühstück wurden Körperübungen absolviert. Der Arbeitstag dauerte in der Regel 8 Stunden. Ein Abendappell beschloss den Tag, die Nachtruhe begann im Winter um 21 Uhr und im Sommer um 22 Uhr.

Die anglikanischen Geistlichen gaben 14-tägig die Zeitschrift "Church and Camp" heraus, für die Katholiken erschien monatlich "The Courier". Im Dezember 1944 wurde während des Bombenangriffs die britische Kirchenbaracke zerstört.

Das Lager war mit einer eigenen Lautsprecheranlage ausgestattet. Damit wurden die Gefangenen mit deutschen Propagandameldungen beschallt. Außerdem erschien in Berlin eine englischsprachige Propagandazeitung für Kriegsgefangene. Die Briten jedoch verschafften sich selbst ein Bild von der Kriegslage: Mit Hilfe eines Wachsoldaten schmuggelten sie ein kleines Radio ins Lager und konnten damit Nachrichten von BBC empfangen. Über die Landung in der Normandie wussten sie schneller Bescheid als die Wachmannschaft. Das Radio versteckten sie in der Wand des Heizraumes. Der Gefangene Eric Fearnside übernahm die Aufgabe, Neuigkeiten im Lager mündlich zu verbreiten, sodass er bald den Spitznamen „General Fearnside“ führte. Darüber hinaus hatten die Briten ab Sommer 1944 sogar ein Funkgerät in Betrieb. Sie versteckten es am Eingang zu ihrem Lager in einem Tunnel, direkt unter dem Postenhaus der Wachmannschaft. Von dort aus hatten sie mit Partisanenverbänden auf der Saualpe Kontakt.



Johann Ciesciutti als Dolmetscher im Kriegsgefangenenlager Wolfsberg ca. 1944.

Im Feb(ruar) 1945 wurde ich als halber Krüppel wieder k.v. gemacht und zur Verheizung nach Westen abgeschoben. Wurde in der Gegend von Schweinfurt nochmals verwundet, kam in Gefangenschaft, wo die Chicago kids mich mit Hallo begrüßten. Doch laut Soldbuch war ich ein Sonderführer aus der Canaris-Garde, die nun unter SS-Kaltenbrunner stand, jedoch ohne Zeichen unterm Arm.

So kam ich in ein Cage, wo ich Maulhalten mußte und schön maskiert bleiben. Man schob mich hin und her und tat so, als ob ich den Krieg verschuldet hätte. Schließlich gab mich ein CIA frei. Dieser war ein rassisch emigrierter Rheinländer, der alle Angehörigen verloren hatte. Unter der Maske eines Verhörs saßen wir oft bis tief in die Nacht beisammen. Wir sprachen Deutsch, denn sein Englisch war miserabel. Wie zwei schwarze Raben saßen wir da am Galgen der Zeit und tauschten Erfahrungen aus.

Was da an den Tag kam, hat kein Homer erlebt. Als ich endlich aus der Gefangenschaft entlassen wurde, verkroch ich mich wie ein wundes Tier. Ich hatte Angst, denn meine Umgebung schrie noch immer ihre alten Parolen; komisch die, die nie Pulver gerochen hatten. Ich schwieg, weil das Reden wieder gefährlich wurde. Von dem gestrigen Teppich durfte man kein Zipfelchen heben, sonst war man ein Nestbeschmutzer. Und so dauerte es nicht lange, bis man mich den Chicago-Gangster nannte.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde Johann Ciesciutti vorerst in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager in Marseille interniert. Ihm fehlte das Glück, das andere hatten. Die Rückkehr nach Hause führte über Umwege. Aber er war glücklich, dem System entronnen zu sein.

„Nach der Entlassung aus dem Hospital gab es viele Verhöre. Also: Sie waren Sonderführer; wo, wie, warum? – Sie waren ein Anhänger Hitlers in leitender Stellung? – Hatten Sie ein Ritterkreuz für Ihre Verdienste erhalten? Wenn ja, welches? So ging der Wahn dahin, bis ein Emigrant die Verhöre übernahm. Es war ein rheinländischer Jude. Und schon war alles menschlicher. Eines Nachts erzählte ich ihm meine Geschichte – von der Abfahrt in New York bis hierher. Dieser Jude glaubte mir und er betrieb meine Entlassung aus der Gefangenschaft: Sonst hätte man mich noch als großen Nazi verfolgt, denn jeder ‚Führer‘ war verdächtig.“ Doch einen unschätzbaren Vorteil bringt ihm diese Gefangenschaft:

„Ich wurde dort mit dem Kameraden Walter Sachs bekannt, der im zivilen Leben Lehrer und zugleich ein bekannter Dichter war. Der sah mir oft zu, wie ich in Versen zu schreiben begann. Es waren eigentlich keine Verse, sondern Zeilen, ohne Metrik. Ich wußte mit Hebung und Senkung nicht umzugehen. Ich brachte alles durcheinander. Er brachte mir bei, daß die Worte Silben haben, Hebungen und Senkungen. Nun ließ er mich tagelang üben, bis der Tonfall richtig lag und die Jamben in keinen Daktylus verfielen. So wurde meine Sprache Musik – eine geordnete Gangart, viel später wurde daraus eine Symphonie, in der der Tonfall ganz eigenartige Wege fand. Das lag in mir und wurde meine Eigenart.“

Arbeiterdichtung

*Ich trage im Leben ein Doppelgesicht,
des Tags in der quälenden Frone,
des Nachts, da verschütt' ich mein Herz im Gedicht
und denk' an Gelächter zum Lohne.*

*Entscheidend wie immer, Barett und das Kleid,
des Geistes verfeinert Brillieren.
Was gilt schon der Schrei und was gilt schon das Leid,
versteint ist das menschliche Rühren.*

*Der Nacht nur verschreib' ich mein dichtendes Ich,
der Nacht und den rostigen Abstellgeleisen,
und weiß nicht, warum die Weiser nur mich
hinein in die Steinbrüch' verweisen.*

*Ich lebe mein Leben im schwieligen Wort
und ringe mit tiefen Problemen.
Bin nicht wie ein Snob an der Langweil verdorrt
Und häng' nicht an blutlosen Themen.*

*Ich hebe mich auf und wirf mich auch fort
und suche im Traumland die himmlischen Brücken.
Dort zücht' ich die Folter im metrischen Wort
und wandere sternwärts auf Krücken.*

(„Arbeiterdichter“, AuA, S. 207)

Johann Ciesciutti wollte eigentlich kein „Arbeiterdichter“ sein. Zu eng empfand er diese Eingrenzung und Reduktion auf ein Seitenfeld der Literatur. Und dennoch: ein bedeutender Teil im Werk dieses Mannes behandelt das Leben im „vierten Stand“, reflektiert Dasein, Gefühle und Empfindungen von Menschen, die schwer schufteten müssen, um durchs Leben zu gehen.

Früher gaben Arbeiterdichter dem Ausdruck, was die drangsalierten Arbeiter, die Proletarier, bewegte. Ja mehr noch: Oft wiesen Arbeiterdichter den Arbeitermassen den Weg. Gleich Propheten entwarfen sie in ihren Werken Bilder einer besseren Zukunftswelt, die es zu gewinnen galt und die den Kampf und die Opfer wohl wert waren. Gleich Fahnen flogen die Gedichte der Arbeiterdichter den kämpfenden Arbeitermassen voraus. Arbeiterbewegung und Arbeiterdichtung waren eng verbunden, sie waren lange Zeit geradezu miteinander verwachsen. Bewusstseinsbildung und Klassenbewusstsein standen im Mittelpunkt vorwärtsgerichteter Gesellschaftskonzepte der Arbeitnehmer und ihrer Familien. Es galt, die Proletarier zur Selbsterkenntnis und zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse zu führen. Die Arbeiterdichtung leistete unschätzbare Dienste bei dieser Bewusstseinsbildung und sie hatte durchaus nicht nur aktuelle Bedeutung für die damals lebenden Menschen. In der Arbeiterdichtung ist wie in einem Spiegel das Bild des arbeitenden Menschen damaliger

Zeit eingefangen. Sie legt oftmals auf erschütternde Weise für die sozialen und politischen Verhältnisse in der Zeit des Früh- und des Hochkapitalismus Zeugnis ab. Zugleich aber leben in der Arbeiterdichtung auch Sehnsucht, Hoffnung und Glauben der Proletarier weiter.

Warum Johann Ciesciutti mit einem bedeutenden Teil seines Werkes jedenfalls im Bereich der Arbeiterdichtung im zuvor angeführten Sinne beheimatet ist, mag eine Gegenüberstellung zweier Gedichte unterstreichen, die den selben Titel tragen, deren Verfasser sich aber nicht kannten; sich wegen des Altersunterschiedes nicht kennen konnten und sich demnach auch nie ausgetauscht hatten. Es handelt sich um die Gedichte „Straßenarbeiter“ (Johann Ciesciutti, ca. 1963) und „Der Straßenarbeiter“ (Alfons Petzold, ca. 1922).

Alfons Petzold war der Sohn eines Arbeiters, der wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung von Sachsen nach Österreich gezogen war. Wegen der schwierigen wirtschaftlichen Situation seiner Eltern war der junge Alfons Petzold trotz seiner schwachen Konstitution früh gezwungen, zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Er begann eine Lehre in einer Metallschleiferei, die er jedoch abbrach. Danach übte er Hilfstätigkeiten aus und bildete sich durch intensive Lektüre weiter. Petzold fand nach einer kurzen Phase der Begeisterung für die christlich-soziale Bewegung Karl Luegers und deutschnationale Ideen zur Sozialdemokratie. Nach dem Tod der Mutter im Jahre 1902 machte der nunmehr gänzlich mittellose Petzold unter dem Einfluss der Lektüre Tolstojs eine Phase religiöser Begeisterung durch. 1907 war er Mitbegründer des „Ikarus-Clubs“, in dem er mit Freunden sozialistische Theorien debattierte und er Kontakt zu dem Anarchisten Rudolf Großmann fand. 1908 wurde bei Petzold eine Tuberkulose-Erkrankung diagnostiziert. Durch die Unterstützung seiner Freunde war es ihm mehrfach möglich, sich zur Heilbehandlung in ein Sanatorium in der Nähe von Wien zu begeben.

Für die literarische Karriere Petzolds entscheidend wurde die Begegnung mit dem Sozialdemokraten Josef Luitpold Stern, der 1910 die Veröffentlichung von Petzolds erstem Gedichtband förderte. Nach ersten Gedichtbänden folgte 1913 der Roman „Erde“, in dem Petzold seine Krankenhausaufenthalte verarbeitet. Kaum bekannt ist, dass der in Wien lebende Arbeiterdichter im Jahre 1913 von den gewerkschaftlich bereits gut organisierten Klagenfurter Tabakarbeiterinnen anlässlich des zehnjährigen Bestandsjubiläums ihrer Organisation um den Festhymnus gebeten wurde, den diese in einer aufwendig gestalteten Festschrift veröffentlichten.

Aus gesundheitlichen Gründen blieb Alfons Petzold die Einberufung als Soldat im Ersten Weltkrieg erspart, er publizierte allerdings zu Kriegsbeginn Lyrik voller Kriegsbegeisterung, Gewaltphantasien und nationaler Töne, was sein Mentor Luitpold Stern, der tatsächlich einrücken musste, ausdrücklich missbilligte. 1917 übersiedelte Petzold nach Kitzbühel, wo er ab 1918 sozialdemokratischer Gemeinderat war und ab 1919 eine Buchhandlung leitete. Sein erfolgreichstes Buch, eine stilisierte Schilderung seiner schweren Kindheit und Jugend, erschien 1920 unter dem Titel „Das rauhe Leben“. Petzold galt mit seinem Werk, in dem er auf eigenwillige Art soziale Thematik und religiöse Sichtweisen bis hin zu Mystik und Pantheismus verband, bereits zu Lebzeiten als bedeutender Arbeiterdichter.

Um den Altersunterschied zwischen Alfons Petzold und Johann Ciesciutti nochmals hervorzuheben soll erwähnt sein, dass der zuerst Genannte im Jahre 1913 beispielsweise von den Klagenfurter Tabakarbeiterinnen anlässlich ihres zehnjährigen gewerkschaftlichen Bestandsjubiläums um den Festhymnus gebeten wurde. Eine Auftragsarbeit, die schließlich in einer aufwendig und typografisch hervorragend gestalteten Festschrift veröffentlicht wurde. Ciesciuttis Lebensweg wiederum führte 1913 den damals Siebenjährigen zu seinen Eltern nach Chicago/USA, wohin diese zwei Jahre zuvor aus wirtschaftlichen Gründen ausgewandert waren.

Die Gegenüberstellung der beiden denselben Titel tragenden Gedichte unterstreicht auch die literarische Bedeutung Johann Ciesciuttis in der überaus seltenen hochsprachlichen Reflexion des Arbeitsalltags heimischer Bauarbeiter am Übergang zur Wohlstandsgesellschaft.

Der Straßenarbeiter

von Alfons Petzold

*In das Blattgrün meiner Laube
sorgenfrei zurückgelehnt
seh' ich, wie im Straßenstaube
sich ein Mann nach Schatten sehnt.*

*Wie er unermüdlich Steine
unterm Brand der Sonne klopft
und im kurzen Rasten seine
ausgebrannte Pfeife stopft.*

*Um dann wieder sich zu bücken
hämmernd auf den grauen Spat,
bis der hemdgeschützte Rücken
dampft im Schweiß harter Tat.*

*Und die schmerzdurchzuckten Augen
oft zu mir herüber glühn.
Kühle und auch Haß zu saugen
aus der Laube sanftem Grün.*

Straßenarbeiter

von Johann Ciesciutti

*Gott, ich will es nicht beklagen,
doch die Straße ist kein Jubellied.
Mit dem Pickel in die Steine schlagen
macht bis abends wirklich müd.*

*Mittags lagern wir am Straßenrand
und verzehren unser Brot,
mit zerschlissenem Gewand,
bloß ein weißer Hottentott'.*

*Schwung der Pickel, krumme Rücken
und der Staub in jedem Atemzug.
Keine Bäume zum Erquicken,
fern sind Wald und Vogelflug.*

*Wir sind wie die dunkle Rasse,
mit Distanz geht man an uns vorbei.
Wir sind abgestempelt, vierte Klasse,
Mensch von unten her und Schrei.*

*Einmal, Gott, und sei's im Traume,
laß uns mitbeteilter Bruder sein.
Einmal nur in diesem Erdenraume
laß uns in die Gärten ein.*



Ort: Arbeiterkammer Klagenfurt, Bahnhofstrasse 44
Saal 1/I. Stock

Zeit: Donnerstag, 9. Dezember 1971, 20 Uhr

L i t e r a r i s c h e r A b e n d

=====

zum 65. G e b u r t s t a g d e s K ä r n t n e r A r b e i t e r d i c h t e r s
J o h a n n e s C i e s c i u t t i

=====

Es lesen aus seinem lyrischen und prosaischen Werk :

Inge A d l a s s n i g
Annemarie J e r g i t s c h
Georg B u c h e r
Johannes P e t t a u e r .

Alle Interessenten, alt und jung, sind zu dieser Begegnung
mit einem hochbegabten, bisher zu wenig bekannten Dichter
herzlichst eingeladen !

Eintritt frei !

Mit dem Übertritt in den Ruhestand im Jahre 1971 eröffneten sich dem Poeten Johann Ciesciutti durchaus einige Möglichkeiten in der öffentlichen Wahrnehmung. Immer wieder fanden sich Menschen, die das Werk des Dichters zu fördern wussten. Unter ihnen finden wir Johannes Lindner, Willi Rudnigger, Ida Weiss, Georg Bucher, Eduard Mischitz und mit zeitlichem Abstand noch viele weitere. Dennoch blieb das veröffentlichte Oeuvre bescheiden; der Weg in die Öffentlichkeit gestaltete sich für ihn stets schwierig, wiewohl die Rezeption seines Schaffens durchaus ehrenvoll verlief: die Verleihung des Berufstitels Professor, eine Gedenktafel in Ressnig bei Ferlach (S. 35), ein Kulturpreis des Landes Kärnten, die Ehrenbürgerschaft der Stadtgemeinde Ferlach und schließlich eine Dissertationsarbeit von Markus Menschhorn.

In der Heimatgemeinde Köttmannsdorf

Hollenburg

*Drunten im Ried,
wo der Wind geht,
hab ich der Flöte gelauscht,
sang aus mystischen Quellen
mit Grillengezirp am steilen Hang.
Aus den ziehenden Wolken des Abends
griff es tief in die weinende Brust.*

*Vor der raunenden Moldau,
mitten im Glockengesang,
an der Seine
mit dem Lächeln der Frauen,
die mich verlockten,
Verse zu schreiben,
an der Brücke des Tibers,
wo des Pantheons Steine
zu reden begannen,
an den Ufern des Nils,
wo die Pharaonen
für die Jahrtausende gebaut,
hab ich der Flöte gelauscht.*

*Aber nirgends ging mir der Laut
der selbstgeschnittenen Flöte
so tief und so nah wie hier,
wo die Drau und die uralte Burg
den Abend mit Sagen verplaudern.*

(ROB, S. 174)

„Da wohnt einer unter uns, und kaum jemand weiß, was ihn bewegt, welche Anlagen seinem Lebensplan zugrunde liegen, welche Konflikte ihn beherrschen und was aus ihm herauswill“, diese Worte eines Köttmannsdorfers, formuliert im Rahmen einer Lesung des bereits alt gewordenen Poeten, sagen viel über diesen aus, der während seines aktiven Berufslebens wie viele andere seiner Generation als „Baraber“ schuftete, nach 1945 ein Haus errichtete, im Köttmannsdorfer Gasthaus Bleyer mit anderen Karten spielte, an den Gemeindefestlichkeiten und -ritualen teilnahm, aber nur selten erkennen ließ, dass er eigentlich ein Denker ist – einer, der kritisch hinterfragt, was den meisten Menschen seiner Umgebung bereits als selbstverständlich galt. Nur wenigen in seiner Umgebung mag aufgefallen sein, wie schwer Johann Ciesciutti stets um das Alleinsein eines Schreibenden, Denkenden kämpfen musste. Er versuchte einerseits stets Rücksicht auf seine Familie, seine Nachbarn und Kollegen zu nehmen, um andererseits an seiner geistigen Hinterlassenschaft

zu arbeiten. Während seines Berufslebens blieb die Veröffentlichung seiner Dichtung eine Vision, ein Wunschtraum, der sich erst im dritten Lebensabschnitt erfüllen sollte.

Der Mittelpunkt der Lebensinteressen während der 1950-er Jahre war für die Arbeiterfamilie Ciesciutti klar umrissen. Arbeitslosigkeit kannte der „Baraber“ nur im Winter und da war sie ihm willkommen. In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus der alliierten Kriegsgefangenschaft war durchaus nicht klar, dass er künftig lediglich ein schwer schuftender Bauarbeiter sein sollte, denn bis 1951 fand sich in der Kanzlei der Baufirma Koschat in Klagenfurt eine Stelle für Johann Ciesciutti. Doch dann hätte er einen Abfertigungsanspruch gehabt. Die Firma kündigte seine Arbeitsstelle. Ciesciutti war bitter enttäuscht und schloss sich während der nächsten vier Jahre den Holzknechten eines Schlägerungsunternehmens an. Ab 1956 schließlich „studierte ich auf der Uni ASDAG“, er wurde in dieser Baufirma Straßenarbeiter und blieb dies bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand im Jahre 1970.

Den privaten Lebensraum Köttmannsdorf hat Johann Ciesciutti eigentlich nur verschlüsselt dargestellt. Für den Unwissenden ist die Verknüpfung seiner Dichtung mit der Heimatgemeinde kaum erkennbar. Und dennoch erstaunt den Außenstehenden das enorme Aufbauwerk, das die Menschen im Vorfeld der Landeshauptstadt Klagenfurt seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahezu vollenden konnten. War doch Köttmannsdorf einst ein bescheidener Zusammenschluss kleinbäuerlicher Betriebe – landwirtschaftliche Einheiten in der Größenordnung zwischen 8 und 20 Hektar Grundbesitz. Die Bevölkerung der Zwischenkriegszeit lebte – wie zuvor erwähnt – noch hauptsächlich von den selbsterzeugten Produkten, vom Verkauf der am Hof erzeugten Milch bzw. von der Holzschlägerung und dem Transport des Brennmaterials. Nach 1945 entstand nach und nach eine neue Erwerbs- und Lebensordnung. Viele junge Menschen sahen ihre Zukunft nicht mehr ausschließlich im entbehrungsreichen landwirtschaftlichen Bereich der Eltern, sondern suchten sich in der nahe gelegenen Landeshauptstadt einen Lehrplatz und erlernten vorzugsweise Bau-, Metall- bzw. Dienstleistungs- und Handelsberufe. Damit begann eine Entwicklung, die Köttmannsdorf mit vielen anderen österreichischen Regionen gemeinsam verzeichnet. Doch während die Sogwirkung der größeren Städte woanders zur Entsiedlung ganzer Landstriche führte, suchten die jungen Menschen des Mittleren Rosentales im allgemeinen dieser Entwurzelung zu entgehen, bauten auf den Gründen der elterlichen Landwirtschaften Einfamilienhäuser und blieben so im Umfeld ihrer Kindheit ansässig.

Der mentale Zugang Ciesciuttis in diese Köttmannsdorfer Gesellschaft vollzog sich allerdings stets reserviert; kaum jemand erkannte sein Ringen um die Poesie der Natur, der Arbeitswelt oder seine philosophische Suche. In der Gemeinde wurden sie ganz einfach als Familie eines Bauarbeiters wahrgenommen, die wie viele andere auch hart am Aufstieg ihrer Existenz arbeiteten.

„Was mich an der Bevölkerung von Köttmannsdorf (...) beeindruckte, war ihr außerordentlicher Fleiß. Viele Männer arbeiteten damals als Maurer in Klagenfurter Betrieben und nutzten die ihnen verbleibende Freizeit zur Bewirtschaftung der Felder und Wiesen. Andere bauten sich in diesen Jahren Häuser und arbeiteten samstags, sonntags und

auch abends nach ihrer Berufstätigkeit. (...) Bei uns in Italien gab es zu dieser Zeit von der politischen Opposition (Kommunisten) ständig Streikaufrufe, um die Regierung zu stürzen. Mich verwunderte, daß in Österreich ‚Streik‘ überhaupt kein Thema war und daß alle so unermüglich arbeiteten“ – so fasste Prof. Dr. Pietro Daquino, ein langjähriger Gast aus Italien, die Verhältnisse zusammen, als er darum gebeten wurde, für das Buch „Köttmannsdorf 1142 – 1992“ seine Erinnerungen zu veröffentlichen.

„Die Jahre, in denen es niemanden gab, mit dem man reden konnte, gingen vorüber, und man verkroch sich in das verklosterte Ich, wartete die Nacht ab, um darin in ein mühseliges Schreiben zu versinken. Der Drang nach dem geschriebenen Wort war groß in mir, aber noch größer war die Angst vor dem Spott der lieben Mitmenschen. So schwieg ich und spielte den Trottel, stieg zuweilen aus der Einsamkeit und lebte in Monologen. Ja, die Einsamkeit in der sogenannten Heimat war es, die mein Dichtersein schwer zu schaffen machte. (...) Eigentlich lebt man in dieser Umgebung wie ein Verbannter. Um die Situation noch krasser zu gestalten, studierte ich als Autodidakt philosophische Literatur. Auf diese Weise war mit das Dorftrotteldasein sicher.“

(ROB, 140)

Der Dorfidiot

*Sonntags stahl er sich aus Spötterkreisen,
ging als Flüchtling in den nahen Wald,
und dort spielte er mit fieberheißen
Selbstgesprächen mancherlei Gestalt.
Suchte jene Gesten nachzuahmen,
die der Rabenbauer gerne wählt,
wenn er ganz in würdevollem Rahmen
eine Rede vor den Knechten hält.*

*Und dort schritt er gravitatisch,
in die Brust geworfen, hin und her,
blickte keck und gab sich majestätisch,
so, als ob er aller Dinge Gipfel wär.*

*Rauh und stolpernd war das Wortgefüge,
töricht insolent der Herrentraum.
Und die bauchgerundet' Wünschekrüge
füllten sich mit Seifenblasenschaum.
Müh'voll wob er an den Traumfallfäden,
die der jähe Impuls ihm ersann,
doch die eitelüberschwellten Reden
waren Fetzenbilder und ein Wahn.*

(ROB., S. 156)



Prof. Johann Ciesciutti „am Abend des Lebens“ vor dem Bezirks-Altenwohnheim Ferlach im Winter 1993.

Am Abend des Lebens

Aber kehren wir noch einmal zu unserem Kärntner Arbeiterdichter zurück, der nur Arbeiter und Dichter, aber kein Arbeiterdichter sein wollte. Eigentlich beginnt sein Lebensabend in seinem achten Lebensjahrzehnt, als er wegen verschiedener abzuklärender innerer Diagnosen in das Landeskrankenhaus musste. Dort wurde er unter anderem auch von Primarius Dr. Hans Wieltschnig behandelt, der sich wahrscheinlich bis heute an die Unterhaltungen mit dem Dichter erinnert. Es mögen wohl etliche seiner überaus geistreichen Aphorismen gewesen sein, die Ciesciutti in der Konversation geschickt und sehr überzeugend vorbringen konnte. Anschaulich sind nachfolgend einige seiner Weisheiten exemplarisch erwähnt:

*Lorbeerkränze trägt man nicht auf der Stirn, sondern am blutenden Herzen.
Das begreifen die eitlen Gecken nicht.
Auf den Schild gehoben wird man als Toter.*

*Gott soll die Welt verändern, meint ein Priester. Warum?
Er hat sie doch erschaffen. Soll die Schöpfung in einer Selbstkritik enden?*

*Die, die den Tod geben, wechseln sich ab, nur will keiner der Urheber sein.
Alle kommen dran, auch die eifrigsten Todgeber. Wo der Haß tobt, fragt
keiner mehr nach Gott. Hier herrschen die Dämonen im Geviert ihrer
Besessenheit.*

*Es ist erstaunlich, wie nachsichtig man ist, wenn es um die eigene
Dummheit geht.*

*Was sich die Menschen im Leben und in der Liebe antun, verdient in den
Archiven der Hölle vermerkt zu werden.*

Der „Poet der Straße“ hat beginnend mit seinem finalen Lebensabschnitt an seiner Botschaft intensiv gearbeitet und ergiebig aus dem Wissensbrunnen geschöpft. Dies betrifft auch jene elf Jahre am Ende des irdischen Weges, die Johann Ciesciutti im Bezirks-Altenwohnheim in der Stadt Ferlach verbrachte. Er selbst hatte sich nach einer schweren Krankheit diesen Aufenthalt gewünscht. Ein Zimmer, ausgerichtet auf seinen Geburtsort Ressnig an der Drau wurde zugewiesen, rasch waren die wenigen persönlichen Gegenstände verpackt, die Robinson auf die letzte Insel seines Daseins begleiteten.

Der selbst gewählte Daueraufenthalt Johann Ciesciuttis im „Altersheim“ sollte sich – einmal arrangiert – zu weiterem fruchtbarem Schaffen entwickeln. Mit der ihm eigentümlichen, reservierten aber nicht zurückweisenden, sondern eher neugierig machenden Zurückhaltung hatte er seinen Wunsch nach schöpferischer Einsamkeit durchgesetzt. Ciesciutti befand sich unterdessen im 81. Lebensjahr. Belastungen – reale oder auch nur solche, die sein

Gemütsleben durcheinander brachten – hatten seinen Allgemeinzustand in den Jahren davor extrem verschlechtert. Ein hohes Alter wurde ihm von den behandelnden Ärzten nicht mehr vorhergesagt. Die lebenslang ausgeübte schwere Bauarbeit, die Kriegszeit, Verletzungen und Verwundungen an Körper und Seele hatten Spuren hinterlassen; die Kraft seines Herzens schien nach acht Lebensjahrzehnten erschöpft. Doch mit der Übersiedlung in das Altersheim (für andere ältere Menschen eine furchtbar empfundene Hybris) stabilisierte sich auch die physische Konstitution des Dichters. An geistiger Schaffenskraft hatte er ohnehin nichts verloren.

Aus einer großen Anzahl aphorismenhafter Notizen wissen wir, dass Johann Ciesciutti, angeregt durch Nachrichtensendungen und Tagesdiskussionen, durchaus am aktuellen Geschehen Anteil nahm. Populismus, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und politische Wortverdrehungen müssen ihm ein Gräuöl gewesen sein, weil er sie immer wieder im Kontext mit dem eigenen Erlebten, im Zusammenhang mit seiner ganz persönlichen Lebensgeschichte sah. Kommentare dazu schrieb er auf und formulierte sie in sinnhaften Verdichtungen zum Zeitgeschehen; vermutlich um die erkannten Wertveränderungen nicht zu übergehen. Darüber hinaus beschäftigte den alten Mann aber vor allem auch das Altern selbst, und in seinen Gedichten, die wir „Briefe aus dem Altersheim“ nennen, spricht zu uns eine Botschaft, die vorher und zeitgleich mit ihm andere Denker ebenfalls festgehalten haben.

Eingetreten in die „vierte Lebensphase“, sagt Noberto Bollio, lasse ich mein Alter an der Schwelle zu meinen Achtzigern im biologischen Sinne beginnen. „Im psychologischen Sinne dagegen habe ich mich immer ein wenig als alter Mann gefühlt, schon als ich jung war. Als junger Mensch bin ich ein Alter gewesen, und als alter Mann habe ich mich bis vor wenigen Jahren noch als jung betrachtet. Jetzt bin ich, glaube ich, wirklich ein alter Alter.“

Ähnlich mag es Ciesciutti ergangen sein, dessen Geist bis zuletzt wach blieb. Die Bücher aus der Bibliothek der Kärntner Arbeiterkammer in Klagenfurt sind für ihn eine nie endende Quelle des Gedankenreichtums anderer Menschen geblieben. Bis in die letzten Lebenstage wurde dieser Wissenstransfer nicht unterbrochen.

Altersheim – abgeschoben ins Vergessen, ausradiert aus dem Gang der Uhren, ein bitteres Abschiednehmen. In der Nacht liegt man wach und redet mit sich selbst. Man hat keine Beziehungen mehr, alles liegt hinter dir wie ein Traum. Illusionata ist wie ein Nebeltreiben. Man hat einen Friedhof verstorbener Wünsche hinter sich. Und da meldet sich der Dichter in mir, dieser Totengräber der Vergangenheit – und setzt nun Steine des Gedenkens hin...

(...) Das Ende ist ein Altersheim. Man schreibt schockierende Briefe, nur weil der Hunger nach Liebe dich heimsucht; machst dich lächerlich, spielst den Narren und bettelst um Almosen. So endet ein Leben in der Verbannung, in der Diaspora des Schrifttums. Gehst im Zimmer auf und ab – oder schreibst verzweifelte Briefe an die Nacht. Die Antworten, die man bekommt, sind schrecklich, ganz dem Altersheim angepaßt. Man kommt sich vor, als wäre man auf ein

Totengeleise abgeschoben. Es ist die bittere Verlassenheit, die auf dem Alter lastet, beinahe eine Weggeworfenheit.

Die Reflexionen im Altenwohnheim zeigen nicht so sehr die Erinnerungen an den Krieg, oder die schwere Arbeitswelt, auch der Exodus nach Chicago und die Rückkehr in ein krisengeschütteltes Bundesland Kärnten nehmen nicht den Hauptteil ein, sondern mit der Annäherung an das physische Ende verdichten sich Beziehungsgedanken, Erinnerungen an die schöne Natur und literarische Einsichten.

Was soll ich dazu sagen, wenn du all das wachrufst, was gestern war. Wir liegen im Gras, in der Flora des Farns und üben den Wortlaut der Sprache. Du sagst Andromeda und ich werfe den Farn dazwischen, das Geheimste allen Kommens. Unter dem Flötenlied Pans spielen wir ein lyrisches Duo. Im Wald der Farne kommen Worte zu uns und wollen sich paaren. Wir verzögern den Gang, ihren Schritt und halten sie an, melodisch zu werden. Du sorgst dafür, daß sie sternhaft glüh'n unter dem Zwang der Lyra, und der Weltenbrunnen rauscht sein Sternbild uns zu. Zu deinem Tanz füge ich einen Reim oder rufe aus der Zeit einen Homer herbei, der einst vor langer Zeit im Worte schwelgte. Wir lauschten seinem Hexametergang und lagen im mystischen Farn. Ach, wie die Brunnen rauschten und wir flüsterten uns Zärtlichkeiten zu. Nicht Yoga sollst du üben, sondern diesen Tanz der Schleier, der die Glieder dir umschmeichelt. Hörst du, wie die Brunnen rauschen? (...)

*Komm ...
wir werden im Aschengewand
den Abend verträumen.*

*Damals geigten
die Grillen am Hang,
stiegen mit Sang
die Lerchen empor,
und vor den Gartenterrassen
spielte das Licht im Jasmin.*

*Ach, es ist schön
von Rosen zu träumen,
zu krönen die Stirn
mit dem Laub der Gefühle.*

*Doch ...
viel Sand durch die Finger
ließ rieseln die Zeit.*

(E N D E)



Die Grabanlage von Theresia und Johann Ciesciutti im Ortsfriedhof von Köttmannsdorf.

Primärliteratur Johann Ciesciutti / Auswahl

Johann Ciesciutti, Die Folterung der Nachtigall. Gedichte. Carinthia, Klagenfurt 1965.

Ders., Es blättert der Wind. Selbstgespräche in Versen. Carinthia, Klagenfurt 1976.

Ders., Vielleicht, daß die Botschaft die Küste erreicht. Ernst Ploetz, Druck- und Verlagshaus GesmbH., Wolfsberg 1979.

Hans Ciesciutti, Robinsonade. Variationen einer Flaschenpost. Vinzenz Jobst (Hg.), Röschnar, Klagenfurt 1986.

Johannes Ciesciutti, Niemandland (Holzschnitte: Dieter Hutmacher). Doppelfant-Presse, Bad Tainach 1989.

Johannes Ciesciutti, Spruch der Nornen oder The turn off the key. In: Fidibus. Zeitschrift für Literatur und Literaturwissenschaft des Kärntner Bildungswerkes. Folge 2/1991, Jg. 19.

Johannes Ciesciutti, Die Flöte aus grünendem Holz. Gedichte 1965 - 1992. Josef Strutz (Hg.), Alekto, Klagenfurt 1992.

Johannes Ciesciutti, Inselgespräche. Gedichte – Aphorismen. Josef Strutz (Hg.), Carinthia, Klagenfurt 1996.

Autor

Vinzenz Jobst, Professor, * 1949 in Klagenfurt; lebt und arbeitet in Klagenfurt. Leitender Sekretär der Arbeiterkammer i. R.; Geschäftsführer des Instituts für die Geschichte der Kärntner Arbeiterbewegung; Gründungsobmann Memorial Kärnten-Koroška (2000–2010). Publikationen zur Sozial- und Regionalgeschichte Kärntens; Biografien, Anthologien, Essays und Beiträge zur NS-Verfolgung und Rehabilitierung von NS-Opfern.

Literatur / Auswahl

- Jeannie Ebner/Rudolf Henz (Hg.), Literatur und Kritik, Heft 112, März 1977. S. 116-117 sowie 90-96.
- Humbert Fink, Im Lärm des Lebens... Das Kärntner Porträt. Kronen-Zeitung, 3.2.1985.
- Annemarie Fleck, Die Poesie des Philosophen. Kärntner Kirchen-Zeitung, 14.1.1996.
- Michaela Geistler-Quendler, Johann Ciesciutti zum 100. Geburtstag. In: Klaus Amann/Doris Moser (Hg.), literatur/a, Jahrbuch 2006. Klagenfurt 2006. S. 133–139.
- Erich Herke, Entstehung von Arbeitnehmerbibliotheken Ein Streifzug von den Anfängen zur Gegenwart. Unveröffentlichte Projektarbeit im Rahmen der hauptamtlichen Ausbildung für Bibliothekare/innen (Ausbildungslehrgang 2002 – 2004/B). Klagenfurt 2003.
- Vinzenz Jobst (Hg.), Robinsonade. Variationen einer Flaschenpost. Röschnar, Klagenfurt 1986. S. 5–20.
- Ders., Arbeitswelt und Alltag. Ein sozialgeschichtliches Lesebuch. Klagenfurt 1985. S. 195 – 216.
- Ders., Johann Ciesciutti. Poet der Straße. Klagenfurt 1991. 32 S.
- Ders., Heimat, Dichtung, Wissenschaft. In: Vinzenz Jobst (Red.), Köttmannsdorf 1142–1992. Köttmannsdorf 1992. S. 180–188.
- Ders., Arbeiterkammer Kärnten 1922–1992, Klagenfurt, 1992.
- Ders., Georg Bucher – Volksbildner, Schauspieler, Unterhalter. Klagenfurt 1987.
- Ders., Guttenbrunner – Rebellion und Poesie. Klagenfurt 2012.
- Carina Kerschbaumer, ...und Staub in jedem Atemzug. Kleine Zeitung, 1.5.1990. S. 24–25.
- Dies., Ich brauche keine Kerzen. Kleine Zeitung, 5.12.1993.
- Christian Klösch, Lagerstadt Wolfsberg. Flüchtlinge, Gefangene, Internierte. Dokumentation zur Ausstellung. Hg. von Igor Pucker. Wolfsberg 2013.
- Gisela Kolar, Ein „Vorspiel“: Die Wiener Arbeiterbüchereien im Austrofaschismus. Unveröff. Diplomarbeit. Wien 2008.
- Monika Korntheuer, Der lange Weg nach Ellis Island. Emigration aus dem österreichischen Teil der Habsburgermonarchie über deutsche Häfen nach den USA. Unveröff. Diplomarbeit.
- Markus Menschhorn, Ein Dichter zwischen zwei Welten. Leben und Werk des Autors Johann Ciesciutti. Dissertation an der Alpen Adria Universität Klagenfurt, Fakultät für Kulturwissenschaften, unveröffentlicht. Klagenfurt 2015.
- Max Notsch, Die Bücherei der Kärntner Arbeiterkammer 1922 – 1982. In: Die Brücke, Kärntner Kulturzeitschrift, 4/1982. S. 80 – 85.
- Hannes Presslauer, Das Volksbüchereiwesen. Eine kulturelle Errungenschaft aus vergangener Zeit. Unveröffentlichte Projektarbeit im Rahmen der hauptamtlichen Ausbildung für Bibliothekare/innen. Villach 1989.
- Alexander Sattmann, Baraber und Straßenpoet. Sonntagsporträt: Johann Ciesciutti. Kärntner Tageszeitung, 8.12.1991, S. 24–25.
- Bertram-Karl Steiner, Die Baraber riefen ihn Herr Gedicht. Kärntner Tageszeitung, 8.12.1996, S. 22–23.
- Ders., Mildes Öl & attisches Salz. Kärntner Tageszeitung, 24.1.1996, S. 17.
- Hellwig Valentin, Kärnten – ein Sonderfall. Die Kärntner Arbeiterkammer im Rahmen des zeitgeschichtlichen Geschehens mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterschaft (1918-1938). In: Johannes Grabmayer (Hg.), Gemeinsam für Kärnten arbeiten. AK Kärnten 1922–2012. Klagenfurt 2012.